

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

**Erl**

**Dörrer, Anton**

**Innsbruck, 1954**

Erl. Arbeit und Brauch

# ERL

Arbeit und Brauch

Von Anton Dörner

Erl lebt in der Erinnerung als Tiroler Passionsspieldorf fort. Auf der neuen plastischen Karte des Landes ist über dem Orte das Passionskreuz eingezeichnet. In Reiseführern und Landesbeschreibungen, in allgemeinen Nachschlagewerken und in volkskundlichen Schriften kehrt noch immer der Hinweis auf Erls große Passionsspieljahre wieder, wenngleich das Dorf schon frühere, auch mehrere andere Spiele zu Ostern, im Advent, zu Weihnachten, als Legendendramen und Ritterstücke im engeren Kreise erfolgreich unternommen und selbst neben seinen gesteigerten Passionsaufführungen kleinere sonstige beibehalten hatte. Noch an naturkultischen, mimischen Volksbräuchen hütete Erl innerhalb seines Arbeitslebens manches Erbstück und bildete es selbst weiter aus.

Seltener wird seiner als eines schicksalhaften Tiroler Grenzdorfes gedacht. Doch dürfte diese Lage gerade zum Passionsspielbrauch gedrängt haben. Jedenfalls gemeinsame Leidgenossenschaft ist in seiner Geschichte nicht zu verkennen. Als Grenzdorf opferte Erl nämlich oft und viel für Tirol. Noch heute steht es mit beidem für das Land im Gebirge. Lage und Veranlagung bestimmten sein Los und seine Lebensschicksale und entschieden seine Vor- und Nachteile. Versiegten seine besonderen Lebensquellen und Schaffenskräfte, verlöre die Alpenwelt mehr als ein beliebiges Dorf. In den letzten Jahren gellte oft der Klageruf durch die Lande: „Untergang des Dorfes!“ In Erl, an der Grenze und in den alten Spielgemeinden, geht es nicht erst seit gestern um Dorfkultur, Dorfgeist und Dorfsinn in besonderen Ausmaßen. Erl hatte viele und schwere Schicksalsschläge auf seinen Vorposten erlebt und durchgehalten. Es will auch die seit 1933 bedrückendste Zäsur seiner Dorfkultur und Landesbedeutung überwinden. Es ist daher wohl billig, daß derjenige, der ihm als Passionsspieldorf in zunächst auch schon sehr bedrohlichen und schließlich beglückendsten Jahren vorgestanden war, noch hierin beisteht. Nicht als Lobredner oder Ankläger, vielmehr als besorgter Dorf- und Sachanwalt im weiteren Sinne eines innerlich Verbundenen.

Daß dies im Rahmen der Festschrift für den Heimatforscher des nordöstlichen Tiroler Unterlandes geschieht, will einen Dank vorab für das um Erl Geleistete und die Bitte bedeuten, in seinem Großwerk doch Erl bald einzuschließen<sup>1</sup>.

Man könnte sich vorstellen, daß hier, im nordöstlichsten Inn-Winkel, unter dem Schutze der letzten Bergwacht des Alpenlandes, an der 450 Jahre alten Pforte Tirols, sich allmählich eine kunstreich-dekorative Einfahrt gebildet hätte. Das entspräche vielleicht auch den Erwartungen derer, die in die imposante Alpenwelt möglichst eindrucksvoll einfahren möchten. Es ist aber sinn-, sach- und artgemäßer beim bescheidenen Eingang geblieben, einem nebenseitigen Sträßlein zu einem kleinen, an den Grenzberg, das Kranzhorn, gedrückten Bauerndorfe. Auch das ist oft überhellt von der Sonne des weiten Inntals und im besonderen mit einem gesunden Klima beschenkt. Aus den breitflächigen Äckern und Wiesen dringt ein starker Bodengeruch, der über den Dunst der einstmals versumpften Niederungen des Inns triumphierte. Wohin man heute schaut: Äcker, Wiesen und Waldberge bis vor die grauen, schroffkantigen Steinwände des Kaisergebirges im Hintergrund des Südens. Sein leuchtender Ernst und gewaltiger Abschluß erdrücken das bescheidene Dorfsein im satten Sommergrün ebensowenig wie im Schneekleid des Winters. Hat sich hier ein schwereres, alpines, Tiroler Sein auf heiterem, fast schon oberbayrischen Vorlandgrund zu eigen gestaltet?

Nicht erst oder nur 1912 bis 1922 gab Erl eine auffällige Visitkarte an der Pforte Tirols für das ganze Land und seinen bäuerlichen Kulturkreis aus. Nur fiel sie damals weithin auf. Kein geringerer Landsmann und Künstler als Albin Egger-Lienz stilisierte sie in seiner Herbe, Gleichniskraft und Eindringlichkeit. Sie sprach für Tirol ebenso wie für Erls Spiel zu einer weiteren Welt. Eggers Wallfahrer-Plakat wurde 1912 in Deutschland preisgekrönt und seither nicht mehr überboten: Religion, Kunst, Volkstum in tirolischer Verschmelzung und Kraft, erwirkt am Eingang des Landes — Wallfahrt zum Kreuz an der Grenze. Dessen sollten sich das Dorf, das Land und die Nachbarschaft eingedenk bleiben! Was Erl dem Meister für seine bezeugte Selbstlosigkeit bieten konnte, war ortsbescheiden wie bei den übrigen Gestaltern die — Ehrenmitgliedschaft seines Spielvereins. Und doch bekannte

---

<sup>1</sup> Matthias Mayer trug schon manches zur Erforschung der Geschichte und Wirtschaft Erls bei. „Das Archiv“ (Kufstein 1927) brachte eine Reihe von Regesten (Nr. 7, 18, 22, 118c, 131, 133, 322), vornehmlich aus dem Mittelalter. Mayers „Mariastein“ jüngere Auszüge; seine verschiedenen Bände über den Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg und über das (Nord-)Tiroler Unterland manchen wertvollen Hinweis. Über Arbeit, Brauch und Spiel von Erl versagen die älteren Bestände der zunächststehenden Archive fast ganz. Daher konnte Mayer in seinem Beitrag „Volkskundliches aus dem Nordtiroler Unterland“ zur Gugitz-Festschrift des Wiener Volkskundemuseums (1954, S. 275—284) nur Amtsstücke über das nahe Kössen in Ergänzung zu solchen Adolf Pichlers (1850) anführen. Daneben nimmt noch O. Stolz in seiner Tiroler Landesbeschreibung und in seinen Tiroler Gerichten auf Erl Bedacht. Im übrigen verweise ich auf die Tiroler Archivberichte, das Erler und Nußdorfer Pfarr- und das Salzburger und Chiemseer Diözesanarchiv.

Egger-Lienz am 22. Jänner 1922 neuerdings: „Es freut mich sehr, daß mein Plakat wieder im Dienste des schönen, heimatlichen Zweckes verwendet wird.“ Damit ist auch schon angedeutet, was Erl seiner größeren Umwelt sein konnte und seinem Lande wie sich selbst wahren und mehren soll.

Erls schicksalhaftes Sein reicht nach seinem ursprünglichen Namen *praedium Aurelianum* und nach den Fluranlagen des jetzigen Kirchdorfes bis in die Zeit der Römerherrschaft zurück. Das heutige Dorfbild ist in der Landschaft seit dem Brand von 1809 zu einer neuzeitlichen Selbstverständlichkeit einer abseitigen Ortschaft aufgegangen und hebt sich von den immergrünen Waldbergen und den zeitlos-starren Felsen des Wilden und des Zahmen Kaisers geradezu ländlich-geruhsam, erlerisch-gedehnt ab. Für den Volkscharakter ist bezeichnend, daß der Alpenklassiker aus Tirol, Adolf Pichler, den Friedrich Hebbel, typisch für Dorf und Land, über diese hinaus, einen Mann in weichlicher Zeit nannte, sich noch mit seinen 80 Jahren angesichts seiner granitenen Lebensschicksale just auf diese seine Geburtsheimat besann:

„Im Unterland unt', juh, bin ich daheim.  
Im Unterland unt', drum sied' ich nicht Leim.  
Das gibt im Alter noch freudigen Mut —  
Im Unterland unt', juh, Unterlands Blut!“

Das Befreiend-Arbeitsfrohe ihres Dorfcharakters und das Heitere ihrer Lebensart ist den Erler Passionsspielern in ihren Glücksjahren oft nachgesagt worden. Etwas Freudig-Darstellerisches liegt nämlich auch ihnen in Rede und Geste an, daß sie noch mehr im Spiel als in ihrem Gehaben in ihrer Umgebung dies- und jenseits des Inns auffallen. Freilich in etlichen Nuancen anders als etwa die Schlierseer oder Tegernseer, die Marquartsteiner oder Walchseer. Die Erler Eigenart hat doch manches Stillbesinnliche und Sinnhafte aus Landschaft und Leben, aus Schicksal und Geschichte hinzugewonnen. Vom Erhabenen und Beschaulichen bis zum Aufregenden und Grausamen, vom Starrstilisierten bis zum Derbrealistischen war in ihren Mimiken oft nur ein Schritt gewesen. Volkspoesie sank gelegentlich auch hier zur Volksposse ab, bis von Zeit zu Zeit immer wieder einer zur Besinnung rief und das ganze Dorf zu hohen Leistungen vorstieß. Fast ganz auf sich selbst angewiesen, durchsonnte Erl seine Eigenwelt: ein der großen Familie meist auf sich selbst angewiesenes, seine Schauwelt erfassendes, naturbegabtes Kind!

Nur Sagenreste von einem versunkenen Schlosse der seit 1310 nachweislichen Talsperre Windhausen, deren Turm schon auf bayerischem Boden, wenn auch im Barock noch auf gemeinsamen Kirchenspielgrund stand und die gleichfalls dunkle Namen (Katzenstein und Totenschloß) führt, deuten in eine Erler Frühzeit hinein. Eine Interpretation der *Notitia Arnonis* von 788 spricht von zwei frühesten Kirchenbauten: die eine schon auf der halben Höhe des „Erler Berges“, wie der Bereich des Bergdorfes heißt, die aber

tatsächlich erst dank der Verschonung Erls beim Zusammenbruch des Großdeutschen Reiches von 1945 als bescheidener Motivbau in Obermoosen gelobt wurde und nach vier Jahren als Gemeinschaftswerk zustandekam; als zweite die sichere am Fuße des schützenden Grenzberges (Kranzhorn). Der Rücken des „Oerler“ Berges, wie die Erler ihren Namen äußerst gedehnt wie den ihres verbreitetsten Baumes aussprechen, führte bis ins 18. Jahrhundert den Namen *Graven Gschwent* zum Zeichen, daß ein Graf ihn im Mittelalter gerodet und mit Grundholden besiedelt hatte. Späte Vermutungen möchten die Entstehung der geistlichen Großspiele mit einem Murbruch am „Erler Herz“ zusammenbringen. An das damalige Umsichgreifen der Pest im Inntal, an das Vorstoßen der Schweden gegen Wasserburg und Rosenheim, an das Sichseßhaftmachen spielfroher zillertalerischer Hammerschmiede, Köhler und anderer „Bergverwandter“ am Erler Trockenbach und an das Aufkommen des Vierzigstündigen Gebetes in der Pfarrkirche knüpfen keine Erler Volksüberlieferungen mehr an. Ein Motivbild mit Inschrift, das in der Kapelle des Höhenberges zwischen Erl und Niederndorf, dem Ziel verschiedener Kreuzgänge der Nachbarpfarren, bis in die neueste Zeit zu sehen war, erinnerte an die schweren Heimsuchungen des Grenzdorfes in den Erbfolgekämpfen von 1611, 1703, 1741 und 1744. Die 1680 neu aufgerichteten Kirchen- und Pfarrgebäude hatte der Feind 1704 wieder niedergebrannt. Bald darauf wurden sie erneuert, dazu noch ein Kreuzweg in Erl (und in dem kirchlich damals noch hinzugehörigen bayerischen Nußdorf) gefügt und achttägige Andachten zum Grabe Christi und zur Mutter der Schmerzen begründet. Kaiser Josefs II. Aufklärung tat solche Gemeinschaftsübungen ab und unterbrach zugleich die sinngemäßen Gelöbnisspiele. Schanzen und Wälle nordöstlich von Kufstein bezeugen aber noch heute, daß der alte Gerichtsbezirk der „Unteren Schranne“ von der Windhausener Schwaige bis Ebbs als Tiroler Vorfeld Jahrhunderte lang feindlichem Vordringen ausgesetzt blieb. Die Aufstellung des Luk-Cranachschen Mariahilfbildes am Erler Hochaltar wird bald auf Passau (also vor 1626), bald auf Innsbruck (also nach 1650) zurückgeführt. Mit ihr bleibt die ganze Epoche der Erler Marienwallfahrt im Unsicheren. Als 1664, wahrscheinlich nach Innsbrucker Beispiel, die Erler Jesus-, Maria- und Josef-Bruderschaft begründet wurde, bestand jedoch schon diese Wallfahrt. Eine der letzten Abbildungen der Wallfahrtskirche und ihrer Umgebung ist im Erler Passionsbuche (z. B. 6. Aufl., S. LXXVII) mit dem alten Beinhaus festgehalten. 1677 entstand die Kreuzkapelle bei Windhausen hart an der Grenze. Die Barockzeit, welche die geistlichen Großspiele gefestigt hatte, wirkte sich hier überhaupt im Darstellerischen mannigfaltig aus. Damals bildete sich jene Volksliturgie, zu der die geistlichen Spiele vom Volke als wesentliche Stücke gezählt wurden.

Ein ansehnliches Zunftzeichen der Erler Pfarrkirche gemahnt an die 1710 kirchlich bestätigte Fischer- und Schiffsleute-Bruderschaft. Ihr Hauptfest

wird am Sonntag nach Maria-Geburt gehalten und stammt aus der Zeit, in der das Schiffsgelände am Inn und die Fischzucht Bedeutung für Erl besaßen. Heute ist eigentlich von Fischer- und Jägerbräuchen nur mehr geläufig, daß Gelegenheitsfischer zu gern in unerlaubten Wässern angeln oder schneidige und pfiffige Wildschützen an der Grenze noch nicht ausgestorben sind. Mehrere Söllhäuser im Bereich des Weilers Mühlgraben, der zwischen dem Zollgasthaus (und dem Geburtshaus Adolf Pichlers) und dem Kirchdorf an der letzten Bodenwelle lehnt, halten das Andenken an die schon erwähnten Hammerschmiede und Kohlenbrenner, an die Stampfen (Mühlen), die Säge und die Bierbrauerei wach, die sich hier zu Beginn des 17. Jahrhunderts, noch vor denen des bayerischen Grenzdorfes Kiefersfelden, auszubreiten begannen. Die Beziehungen zu den Hammerwerken Finsing-Kleinboden b. Hart blieben in den Spieldörfern dies- und jenseits des Inns und der Grenze bis Mitte des 19. Jahrhunderts lebendig, wie die Verbreitung der Spieltexte des gebürtigen Harters Josef Schmalz verdeutlicht. Die aus dem Zillertal abgewanderten Handwerker, Kohlenbrenner und Bergleute hatten nämlich hier (und in Aurdorf, Kiefersfelden, Thiersee usw.) der Spiel lust zum Durchbruch verholfen<sup>1</sup>. Seit hundert Jahren hausen im Erler Mühlgraben jedoch nur mehr der Bäcker und der Krämer mit unternehmenden Wirtsleuten inmitten von kleineren Landwirten.

Die Familiennamen etlicher Hofbesitzer an der Landstraße, so die Kneringer und Mayrhofer, sprechen für die Zuwanderung aus dem oberen und unteren Inntale, die der Mühlgraben-Wirte Weinzierl und Scherlin aus Bayern und Südtirol. Seit hundert Jahren breiteten sich die Kronthaler am zahlreichsten im Taldorfe aus. Ihr schlesischer Ahnherr war mit Krieg und Kufsteiner Festungsbau in den Bezirk gekommen. Der größte Teil der Ortsbevölkerung stammt aus dem Gemeindebereich und aus der übrigen Unteren Schranne, die seit 350 Jahren mehr und mehr auf sich angewiesen war. Trockenbacher, Schwaighofer, Schönauer, Eberwein, Mangst, Pumpfer sind die ältesten Erler Familiennamen; Rainer, Hachauer, Pasch, Halbpoint, Obermoosen, Polz, Locher die der Erbhöfe. Andere Namen wie Nieder- und Hohenbichler, Altenrieder, Daxauer deuten ihre Lage an. Der Brand zu Beginn der Erhebung Tirols von 1809 legte neuerdings einen beträchtlichen Teil des Kirchdorfes in Schutt und Asche und löschte zugleich manche Vorstellung und Einrichtung, manchen Beruf und Brauch der Erler für immer aus, wie er auch das Archiv der Pfarre und der Gemeinde vernichtete.

---

<sup>1</sup> Ergänzend zu Matthias Mayer, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg: Die Schranne Langkampfen (= Schlern-Schriften, Bd. 109), Innsbruck 1953, S. 288—311; A. Dörrer, Die Thierseer Passionsspiele 1799—1935, Ringen um Bestand und Gestalt eines Tiroler Volksbrauches, Innsbruck 1935; ders., Zillertaler Volksschicksale, Innsbruck 1953, S. 16f. (auch aufgenommen in: Schlern-Schriften, Bd. 104, S. 40f.).

Daher führen die Einzelgehöfte, die auf dem Erler Berg hingestreut liegen, nachhaltiger als die zahlreicheren und größeren Bauerschaften des Tales, vorab des Angerdorfes selbst, ländliche Gepflogenheiten fort, nicht gerade in heiligem Widerspruch zu ihnen, so doch dank der ausschließlich bodenständigeren Besitzer mit zäherem Bedacht. Einfachheit, Arbeitsamkeit und religiöse Besinnlichkeit zeichnen ihre stillere, gemütvollere, bisher pflichtbewußtere Art ab. Dem Berghang muß der Ertrag des Lebens hart abgerungen, oft noch ein zusätzliches Verdienst dazugenommen werden. Aus diesen Höfen wanderte die jüngere Nachkommenschaft vielfach in das Tal oder in die Stadt ab. In Gottgläubigkeit und Kirchlichkeit fand der Bergler Aufschluß über Dasein und Lebensaufgabe. Das Avegebet bei der Feldarbeit, das Vaterunser vor dem Essen, der Rosenkranz in abendlicher Stunde entlang der Bank, der christliche Gruß am Morgen und vor Nacht und der Familiensegen mit Weihbrunn waren in meinen Erler Passionsspieljahren gerade am Erler Berg immer etwas selbstverständliches. Gegenüber unternehmenderen Großbauern, wie einer im „Judas von Erl“ gekennzeichnet ist, ergänzten und mischten sich Berg und Tal, Besitzer und Tagelöhner, Groß und Klein, schier von selbst meist harmonisch in Charakter, Lebensauffassung, Arbeit und Wirtschaft. Hier am Berg bestimmten Wald, Wiese, Vieh- und Milchwirtschaft das Alltagsleben und die Selbstversorgung, die Wetterfestigkeit, Ausdauer, Geschicklichkeit und Besinnlichkeit in noch engerer Geschlossenheit.

Einen Knecht den Berg herauf zu erhalten, ist nun fast ausgeschlossen. Größere Maschinen sind an den Hängen nicht zu gebrauchen. Mehr denn je zwingt daher fast jeder Hof am Erler Berg eine Welt für sich ab. Ihr alles ist auf der eigenen Hände Fleiß und Geschicklichkeit gestellt. Als noch vor drei, vier Jahrzehnten zuoberst beim Paschen des Abends alle vier oder fünf Töchter mit den ein, zwei Buben beim verwitweten Vater auf der Hausbank zusammensaßen und ihre Lieder in die freie Weite hinaustrillerten, wurde das Innigste ausgedrückt, was diese Bergeinsamen noch reich genug besaßen. Heute, bei der angewachsenen Arbeitslast, die sich in der kleineren Familie allein zusammendrängt, trocknet die Kehle zu bald und die Hand, die den Geigenbogen führen soll, ist steif und müde. Volkslied und Hausmusik sterben ab und noch viel mehr. Müssen die Volksseele, der Lebensstil eines Dorfes, am heutigen Tempo der Technik zugrunde gehen? Das Problem erheischt einen gegenteiligen Vorstoß. Dafür ist Erl noch mehr als vor 1912 und 1922 als beispielhafter Fall reif.

Erst vor 26 Jahren, 1928, hatte die Gemeinde eine bequeme Fahrstraße bis zur Bergschule und Bergsennerei, die noch nicht einmal auf halber Höhe des Erler Berges stehen, endlich vollendet. Nur langsam schlossen sich die oberen und obersten Berghöfe an das kleine Elektrizitätswerk des Trockenbachfalles an. Die Kosten für die Fernleitungen waren für den einzelnen einmal zu hoch. Heute ist so gut wie „alles“ mit den Tiroler Wasserkraft-

werken verbunden und fast kein Hof ohne Energiewirtschaft und Radioapparat mehr zu finden. Wer im Lande kümmerte sich schon vor Jahrzehnten viel um Gedeihen und Kultur eines kleinen, entlegenen Dorfes? Wie mühte sich noch der Vorsteher Kitzbichler vom Erler Berg ab! Vom Bahnbau, der für Erls Holzwirtschaft entscheidend gewesen wäre, hatte daher vor 80 Jahren die ganze Gemeinde gleich den übrigen der Unteren Schranne noch nichts wissen wollen. So kam es, daß die Handwerker und Gewerbetreibenden, die Arbeiter und Unternehmer aus dem 17. und 18. Jahrhundert schließlich im Kleinbauerntum untergegangen waren oder gelegentlich, wenn nicht für immer, ihr Brot jenseits des Inns fanden.

Damit ging das Erl vom Berg und Tal als unansehnlicher Bauernort in das 20. Jahrhundert ein, als eine stille, beschauliche Welt für sich, die sich bescheiden selbst erhielt, schließlich aber doch an Stelle einer Fähre unter Altvorsteher Kneringer 1894/95 eine befahrbare Brücke über den Inn zwischen Zollhaus und Reisach ins Bayerische schlug. Im Zeitalter des Europagedankens mag es als Pointe klingen, daß die Gemeinde die Hälfte des Holzmaterials für den Brückenbau, weil nicht mehr auf ihrem Boden eingesetzt, noch verzollen mußte. Innfluß und Kranzhorn schieden nämlich noch vor 60 Jahren Erl so gut wie ganz vom Nachbarstaate, von Eisenbahn, Verkehr, Wirtschaft und nicht zuletzt vom übrigen Volksleben ab. Als nördlichste Siedlung auf der schmalen Landzunge, die sich von Kufstein aus nach dem Nordosten in das Bayerische vorschiebt, führte Erl sein Eigendasein. Im häuslichen Gesang, Tanz und Spiel, in seiner Volkskunst und nicht weniger in seiner Volksliturgie stattete es sich sein Gemeinschaftsleben wie von selbst aus und veranschaulichte sich viel in seiner von der Natur geförderten Darstellungslust. Besondere behördliche Gunst wurde ihm hiebei nicht zuteil. Schon seine Straße nach Kufstein liegt im Schatten öffentlicher Beachtung. Was Erl gewesen und geworden, ist es weit mehr als die meisten Nachbargemeinden durch, aus und für sich selbst geworden, ja fast in einseitiger Abwehr des herrschenden bürgerlichen Rationalismus und Positivismus zweier Jahrhunderte und im Festhalten vordem angesehenster tirolischer Traditionen. Der äußere Wohlstand und die Volkszahl der Erler stiegen daher begreiflicherweise wenig an. Mancher „Weichende“ ging in die Stadt und in das Studium ein. Noch heute rühmt z. B. das Salzburger „Borromäum“ besonders begabte Studenten aus Erl.

Es ergäbe eine stattliche Anzahl, wenn man alle, die aus Erl seit Adolf Pichler bis herauf zu Kurz, Pfluger und, wie sie nur heißen, aufzählen wollte, die aus dem Grenzdorf in eine weitere Welt gezogen sind und dort ihren Mann gestellt haben, als Seelsorger, Lehrer, Handwerker usw. Doch nicht genug damit! Köstlich würde das Bild erst bei Veranschaulichung der Mittel und Erfolge dieser Burschen, ihrer Berufsleben und ihrer Dienste an Land und Stadt ausfallen; denn es würde vor Augen stellen, was eine solche abseitige Landgemeinde an opfervollen und anpassungsfähigen Kräften hervorbringt, trotz oder vielleicht gerade wegen seiner ungünstigeren Verhältnisse. Schade, daß die alten Kirchtage abgekommen sind, zu denen sich alles im Kirchspiel einfand, was daraus stammte oder damit versippt war.

Es wäre jeder solchen leistungsfähigen Gemeinde zu wünschen, daß sie ihre abgewanderten Mitbürger sich gut verbuchte, aber auch warm hielte und beide wieder mehr aneinander gewannen. Den ausgewanderten Ziller- und Lechtalern wurde einst nachgerühmt, daß sie ihre Heimat und diese sie nicht vergäßen und beide dabei besser gedeihten. Der eine und andere Tiroler Heimat- oder Taltag griff diesen Gedanken auf. Wie stark wäre so manche Tiroler Gemeinde, wenn sie auch mit ihren Landsleuten draußen in der Welt verbunden bliebe! Gegenseitiges Abwägen des Volkslebens zwischen Ingebornen und Auswärtigen vermöchte das Wert- und Leistungsbewußtsein vorteilhaft anzuspornen und auszugleichen.

In der Selbstbescheidung sammelte sich innerer Reichtum in manchen Erler Höfen und Familien an. Er ließ sich bei glücklichem Zusammenwirken Volksfreudiger zu Höchstleistungen steigern, die noch kein anderes Alpen-dorf vorgeführt hatte. Die Stärke und der Vorteil des Gebirgslandes liegt doch auch in seiner Eigenkultur, die außerdem heute nicht auf seinen Bereich beschränkt bleiben muß, sondern seelische Funktionen als höhere Natur-frische ausüben kann.

Der örtliche Untenehmungsgeist fand in der Landwirtschaft mittelbaren Antrieb. Durch die verschiedenen Innregulierungen seit 1840 traten an Stelle der dunstigen Erlenaue, denen selbst der scharfe „boarische“ Wind nicht beikam, Wiesen und Ackergründe in seltener Weite. Sie drängten zu rationellerer Bewirtschaftung des Talbodens. Damit wächst nun mancher Hof in die Höhe und Länge, so bei den Erbhofbauern Rainer und (bald auch) Polz wie schon beim Hintamoar. Zu allererst hatte sich das Schulhaus erhöht. Das schmucke Bild des Kirchdorfes mit seinen einstöckigen, spruchbedachten Häuschen, blumenbesetzten Laben und weitausladenden Schindeldächern erhält einen kraftvolleren, herrischeren Zug. Dieselbe Wirtschaftlichkeit beschlagnahmt den Auenplatz am Trockenbach, auf dem sich 1859 wieder eine erste neue „Camedihitten“ und das weitere, erst 1909 selbst begonnene Passionsspielhaus bis 1933 postiert hatten, nun für Baumaterialien und Sägen wie zum Zeichen, daß die vorausgegangene, durch die großen Passionsspiele hervorgehobene Dorfepoche mit der Brandkatastrophe abgetan sei. Die Umschichtung der Bevölkerung und der Berufe tat das Ihre dazu.

Aber hört man Jugend auf Berg und im Tal, so läßt die Spieltradition die Erler nicht ruhen. Diese angehenden Passionsspieler scheinen mir doch nicht „moderne Minimalisten“ zu sein, die nur unter geringstem Selbsteinsatz das größte „Geschäft“ erzielen möchten, sondern die eher würdige Nachfolger derer von 1912 und 1922 bleiben möchten. In etlichen Familien möchte man den alten Geist nach den jetzigen wirtschaftlichen und technischen Wendungen erneuern. Es fällt der Gemeinde nicht leicht, den Anforderungen und dem Gestaltungsdrang der neuen Generation zu entsprechen. Zutiefst bestimmen Einstellung und Haltung der Jugend, nicht Kosten oder Kostüm den Entscheid. Von ihm hängt denn auch viel für die weitere Dorfhaltung und Dorfgestaltung ab. Zunächst steht die Liturgie des Volksglaubens in Frage, nicht so sehr die Notwendigkeit modernster Textierung oder die Stellungnahme zu allgemein



Gesamtansicht vom Taldorf Erl mit dem Kaisergebirge im Hintergrunde



Erler Spieltenne von 1572 gegen Bayern (Gemälde)



Josef Greiderer (1805 1853), Schützenhauptmann von Erl



Elisabeth Mayr geb. Mangst (1780—1859), Muttergottesdarstellerin  
in den Jahren 1801 1829 in Erl

brennenden Tagesfragen. Auch ein Weihespiel kann des Ortsgeistes und Ortsstiles nicht entbehren. Sitte und Brauch sind starke Klammern im Volksleben und ziehen auch Fernerstehende mächtig an. Mit dem Preisgeben wertvoller Überlieferungen büßt das Volk viel Lebenswärme und Naturverbundenheit, aber auch die letzten und stärksten Möglichkeiten schöpferischer Betätigung ein. In seinen besten Tagen sahen die Erler ihr geistliches Spiel eigentlich nur als Andacht und Wallfahrt an und übten dadurch ungeahnt eine starke Macht bei sich und vielen anderen aus. Als 1922 die rheinisch-westfälischen Jugendverbände in Gegenwart des österreichischen Unterrichtsministers, als Vertreters der Regierung, dem Christusdarsteller einen Kranz auf die Bühne brachten, trat Pfisterer nicht hervor, sondern trug ihn vor das Mariahilfbild der Pfarrkirche und — viele folgten ihm. Gewiß, etwas Äußerliches im Volksglauben, aber bei der Vorliebe des Volkes für Konkretes, Bildhaftes, Symbolisches doch eine beispielhafte Ausrichtung dieses dörflichen Zimmermanns. Ein Sohn ist indes ein geachteter Bauunternehmer geworden. Ein zweiter betreibt die kleine väterliche Landwirtschaft und ist bei Gesang und Musik in Dorf und Kirche immer am Werke. Überhaupt spricht die Entwicklung dieser Familie von 1910 bis 1950 beispielhaft für die Gemeinde.

Die Weltanschauung der Erler richtet sich vor allem nach dem Kirchdorf und dem Bergdorf aus, aber auch nach dem angrenzenden Almbesitz. Letzterer geht ungefähr in Tausendmeterhöhe auf weithin gerodeten Flächen unmittelbar in den bayerischen über. Sein Wert und seine Anziehungskraft sind in den Notzeiten und dank der dadurch beschleunigten Milchwirtschaft bedeutend gestiegen. Der größte Hofbesitzer des Tales, der Schmiedbauer, zieht des Sommers mit Kind und Kegel auf seine Alm und nimmt seine Büchse mit. Seine Bäuerin und seine „Großen“ bleiben freilich meist nur eine Woche. Wo und wie bestände sonst Ordnung auf dem Hofe! Nur Altbäuerinnen verbringen mitunter mehrere Sommerwochen auf der Alm, meist in einem Bruchsteinbau neben den Holzhütten der Senner. Der Ottenbauer des Erler Berges ersetzte seine Almhütte durch eine etwas höher gerichtete „Schweizer Hütte“, die im Gegensatz zu den mehr abseitigeren und kleineren Blockbauten anderer Almen schon eine richtige Villegiatura darstellt. In jenen wurde außer dem Dreispitz über dem offenen Herd sozusagen noch alles aus Holz selbst zurechtgerichtet. Von der Milchschüssel und Bitschen, dem Rahmmesser und Buttermodel bis zum Stoßfaß und Rührkübel war alles in Holz vertreten, was ein alter Senner für seine Arbeit und für sich selbst benötigte, also auch der „Almer“, sozusagen der erste Schrank in der Almhütte, die im Gaden eingebaute Bettpritsche, der hölzerne Kran ober dem Feuer, die Kienleuchte, die Holzpantoffel, der Holzlöffel, selbstverständlich auch ein geschnitztes Kreuz in der Ecke, endlich Kerbhölzer, die ältesten Kulturzeugen<sup>1</sup>, neben anderen Notwendigkeiten des Einsiedlerdaseins, so daß man unwillkürlich auch noch nach dem „Hölzernen Glachter“ umseh. Vieles gehört nun schon eher in ein Sennerei- und Rauchstubenmuseum. Aus Reinlichkeitsgründen und Arbeitersparnis, vor allem aber wegen des gesteigerten, verfeinerten und zentralisierten Ertrags der Milchprodukte setzt auch die neue Energiewirtschaft der alten Volkstechnik und Schnitzkunst zu und ein Blick ins Freie bestätigt: es fehlt nicht mehr viel, daß Jeeps und Motorräder die Hochfläche berattern. Wenn man nur nicht die Butter mit dem Kübel ausschüttete!

Als der Fremdenverkehr sich in den Siebzigerjahren lawinenartig in Seitentäler Tirols wie das der Ötz ergoß, riß er nicht bloß manchen Wiesenrand, ja ganze Baumgruppen aus den Kulturen mit sich fort, um die jetzt viel geklagt wird. Die alte Taltischlerei mit den

<sup>1</sup> A. Dörrer, Volkskalender in Tirol bis 1650, Der Schlern 28/29 (1955).

schmuckvollen und gediegenen Täfelungen der Stuben, Hausmöbeln und sonstigen Schnitzereien ging im Zillertal unter. Gerade diejenigen, welche Land und Leute fördern wollten, überstürzten sie in Neuerungen. Ähnlich maßlos wird jetzt das Schlagwort Technik angewandt. Die Rückwirkungen zwingen zunächst gerade die innersten und obersten Posten volkskultureller „Rückzugsgebiete“ und weltanschaulichen Konservatismus. Von ihren eigenen Ausgangspunkten aus erscheint die Technik als von Geburt aus säkularisiert und *extra muros ecclesiae et civitatis*, zur Masse zu stehen. Wer in einer Fabrik oder in einem Haus der „Weißen Kohle“ Volksleben oder Volksglauben in herkömmlichen Sinne des Wortes sucht, wird leicht die Hoffnung aufgeben, Brauchbares, Sinnvolles, Lebensstarkes und Verinnerlichtes für die Gemeinschaft noch herauszuholen. Noch ist der größte Teil der Beteiligten dafür taub und daher unansprechbar. Er steht selbst einer eigenschöpferischen Gestaltung der Geselligkeit fern. Aber der Weg über technische Mittel, das sachliche Gespräch vom Alltag, von Motorrad, Freizeitgestaltung scheinen die nächste Pforte zu sein. Der technischen Wissenschaft käme es in Annäherung an die angewandte Volkskunde zunächst zu, Wurzeln in die Gründe des Seins, der Gemeinschaft, der Kultur einzusenken und Brücken von der Physis zur Physik zu schlagen. Ihr dienen, heißt mitschreiten auf Gottes Schöpferwegen, das Selbstherrliche und Wurzellose einseitiger Technisierung überwinden. Wie notwendig und nützlich sie gerade für Alm und Berg sein kann, rücken die Erler Verhältnisse deutlich vor Augen. Diese Bewegung ist hier noch keineswegs ganz zum Ziele gelangt. Noch weniger hat sie sich ausgleichend einzufügen versucht. Volkskulturpessimismus trüge jedoch nur zu ihrer weiteren Einseitigkeit bei. Wer den Berglern und Almerern gibt, was ihnen in den neuen Verhältnissen zusteht, wird ihre besonderen Fähigkeiten und Kräfte für die Allgemeinheit erhalten. Sonst dürfte eine arge Ernüchterung folgen.

Der Zugang ins Tirolische schien besonders in den Kriegs- und ersten Nachkriegszeiten über die weiten Almen am offensten. Die viereinhalb Jahrhunderte alte Grenze hatte manches Denken und Tun der Almerer eher geschieden. Der „Pumpfer Vater“, der vor mehr als 60 Jahren noch den jungen ägyptischen Josef dargestellt und 1912 bis 1922 als Pilatus geradezu aufgefallen war, erhielt sich noch viel Besinnliches, die der strengen Einsamkeit und Arbeit abgerungene Lebensweisheit. Äußerlich meist mehr Zufälliges wie den Ring im Männerohr. Die langen Verse vom auserwählten Hirtenvolk des Patriarchen Jakob und seiner ungleichen Söhne klingen im Munde des alten Senners homerisch-wohl und seine Hände bewegen sich zierlich wie zu Zeremonien. Seine Almhütte wird wie von selbst zum charakteristischen Rahmen seines ägyptischen Josef wie in einem altdeutschen Hirtenbild. Er selbst ist ganz erfaßt und erfüllt von seiner ehemaligen Rolle wie von einer Mission. Er verkörpert und vererbt keineswegs allein den Anteil des Erler Berges am Spielwesen der Gemeinde.

Nur vereinzelt wird sozusagen von der Alm weg aus dem Tirolischen ins Bayerische oder hinab ins Tal geheiratet. Zur Ausnahme zählt, daß eine Bauerntochter vom Tal in einen Berghof einzieht. Der stärkste Unterschied aber blieb zwischen der Talbevölkerung und ihrer Lebensweise dies- und jenseits des Inns, zwischen Erl und Oberaudorf im besonderen, wengleich die bayerischen Wintersportler den Erler Spitzstein zur Skiabfahrt aufsuchen und dem Beispiel des Münchener Optikunternehmers J. Rodenstock es der eine oder andere gerne nachtun möchte, um Erler Ruhe, Wiesen und Wälder für ein stadtfernes Idyll auszunützen. Rodenstock hatte nämlich

für seine letzten Lebensjahrzehnte ein behagliches Familien- und Erholungsheim an den Wald zwischen Zollhaus und Mühlgraben gebaut und dazu das anstoßende Loheranwesen erworben.

Es ist überhaupt lange nicht mehr so, daß nur das Getränk und sein Ausmaß, das Münchener Maß Bier und das Viertele des Überetscher Rötels, die doch selbst manchen Wandel in den letzten vier Jahrzehnten an sich erfuhren, hier noch den Unterschied zwischen Bayern und Tirol oder zwischen Technik und Dorf kundtäten.

Damals hausten im Erl er Widum zwei Herren, im Schulhaus einer. Heute ist das Verhältnis mehr als umgekehrt. Ein großes Gemeindehaus ist vor Eingang ins Kirchdorf 1950 erbaut worden. Auch die Finanzerkinder wachsen nicht mehr wie zu Pichlers Zeiten in der Einöde auf. Mit Ausnahme von diesen Berufen, dem Bauunternehmer und dem Sägewerksbesitzer mit ihren Angestellten, blieb aber doch noch fast alles, auch die Wirte, die Krämer, der Schmied und der Wagner, mehr oder minder der Landwirtschaft verpflichtet. Holz, Heu und Vieh stehen im Vordergrund. Zwei Sennereien zeugen seit Jahrzehnten für die planmäßige zentrale Selbstverarbeitung der Milch. Die Pferde weichen schon vor den Traktoren zurück. Kam vor 50 Jahren sozusagen jeder Erl er mit einem Fahrrad zur Welt (wie viele aus dem Bayerischen stammten, läßt sich nimmer feststellen), so entscheidet heute vielfach das Motorrad über „Freizeitgestaltung der Jugend“.

Auf einem österreichischen Parteitag fiel im November 1954 die Erkenntnis auf: „In vielen Ländern zeigt sich deutlich, daß der materielle Aufstieg zu politischer Interessenlosigkeit und kultureller Teilnahmslosigkeit führt. Die Arbeiter waren einmal die ‚Hintersassen der Nation‘. Sie sind dies nicht mehr materiell, aber vielfach noch kulturell. Wir haben die Freizeit erobert, ehe wir erlernt haben, sie zu benutzen.“ Im besonderen läuft die Landjugend gemeinhin in Gefahr, unsere alte und gediegene Land- und Volkskultur durch deren Wertverkennung für sich und alle aufzuheben und damit nicht bloß das hergebrachte volkskulturelle Ansehen unseres Landes zu untergraben, sondern die unentbehrlichsten Voraussetzungen unserer Stadtkultur zu erschüttern.

Es hat sich wahrlich vieles auch in Erl geändert. Der und jener Hofbesitzer hat sich ein Personenauto eingetan und fährt damit den Erl er Berg bis Untermoosen hinauf. Die Motorisierung des Verkehrs und dessen dadurch ermöglichte Häufung und Ausweitung sollen aber nicht das Dorf- und Hofleben, den Familiensinn, die Kinderfreudigkeit niederfahren. Dadurch nähmen sich Bauernstand und Landvolk ihre Stärke, ihren Vorteil, ihre Zukunft. Der städtische Begriff „Freizeitgestaltung“ hat eine verderbliche Verwirrung der Geister angerichtet, die der Auffassung von Beruf als Berufung, als Aufgabe, als Sendung, die gerade das Passionspiel dorf veranschaulichte, wie überhaupt der leib-seelischen Ganzheit des Menschen Hohn spricht. Sie drückt die Arbeit zum Zwang, zur Schablone, zum Fluch herab und schaltet aus ihr alles Seelenvolle und Eigenschöpferische aus. Das Leben beginnt tatsächlich nicht erst mit der Freizeit, sondern schon mit und vor der Arbeit. Diese ist nicht als Verfluchung des menschlichen Seins, sondern zu seiner Berechtigung, zur Betätigung seiner Anlagen und Kräfte und zur befriedigenden Erfüllung seiner Persönlichkeit gewachsen. Das frühere Leben, vorab auf dem Lande, setzte dem Menschen härter zu und doch verstand es weit mehr, seine Arbeit im Werden und Vergehen der Natur, im Blühen und Wintern der Landschaft, im notwendigen Wechsel der eigenen Natur mit so viel Freuden, Überraschungen, Erfindungen und außerordentlichen Leistungen zu bereichern, daß unser fortschrittlichstes Jahrhundert sich davor armselig fühlt. Unsere jetzige Liberalisierung der Daseinsbegriffe, unsere gemeinhin

gesteigerten Lebensverfeinerungen, unsere allgemeine Lebenshaft stempeln die einseitig zeitbemessene und mechanisierte Arbeit zum Fluche. Der Strukturwandel, der auch unser Land erfaßt hat, sollte unsere Lebensart und Volkskultur nicht niederwalzen, weder das Recht persönlicher Anteilnahme an der Arbeitsleistung nehmen noch zur Entpersönlichung des Menschen und zu seiner Entwurzelung vom eigenen Boden führen dürfen.

In diesem Zusammenhang ist es angebracht, das ländliche Leben und seine bedrohten Vorzüge mehr von der fördernden Brauchseite, das heißt freilich noch lange nicht nur von einer einseitigen Lichtseite anzusehen.

### Almhexen von heute

Schon im Postauto, das seit 1945 täglich zweimal von Kufstein nach Erl eilt, fliegt die Neuigkeit von der Hexe auf der Alm auf. Fast jeder Erler Hofbesitzer im Tal und am Berg nennt eine Rinderalm sein eigen. In den ersten Maitagen treibt er sein Vieh hinauf. Zuvor segnet meist noch ein Karmelit aus dem Kloster Reisach; das hart an der Erler Innbrücke im Bayerischen liegt, oder gar ein Kapuziner Ställe und Vieh ein. Jedes Tier erhält nun seine Glocke. Maibeginn und Almzeit decken sich im bäuerlichen Arbeitsjahr, freilich anders als bei den Gemeinschaftsalmen im Oberinntal oder Vintschgau. Zum Unterschied von den Almen der Unteren Schranne steht schon denen der Schwazer Gegend stets ein Senner vor. Es gehörte besonders in den Kriegs- und Nachkriegsjahren etwas Schneid und Geschäftssinn dazu, als Mädels auf einer Grenzlandalm zu hausen. Mit der weiten Stallhose und dem kurzen Jankerl oder mit Possenliedern und Lachen ist man noch nicht genug gegen allerhand Bedrängnis und Arbeitslast gefeit. Die eine und andere dieser Senninnen ist indes eine tüchtige Hausfrau und Mutter geworden und ihre Kinder zählen zu den lebenssichersten im Dorfe. Der Maitermin schneidet noch mit dem Flachsbau ins Arbeitsjahr von Erl ein.

Der Rinderalm steht sehr selten die Bäuerin selbst, meist eine Tochter oder Dirn vor. Es gehört schon zum feiern, wenn eine Sennin sieben Jahre hintereinander beim selben Bauern gen Alm fährt. Sie erhält den Ehrentitel „Almhex“. Dazu kommen Senner und Sennerinnen aus vielen Almen herbei. Eine Klampfen (Gitarre), Zither, Foltzhobel oder Zugin (Ziehharmonika) ist bald bei der Hand. Nur auf musikalisch eifrigsten Höfen wie unten beim Postwirt gibts eine Harfe. Bald ist eine richtige Gaudi los; denn die Bäuerin hat sich mit einem großen Korb schmalzbachener „Nudeln“ (Kücheln) und mit Wein eingestellt und beglückwünscht ihre „Almhex“. Diesen Namen erhält die Sennin von jener Strohuppe, welche die Burschen zusammengebunden haben und nun herumwirbeln. Von Alberern und Schutzgeistern, von guten und bösen Almdämonen und von Wintersennen hat noch jeder sich in seiner Kindheit erzählen lassen. Er tastet daher ganz gerne daraufhin zurück, wenn etwas ein Bild und einen tieferen Sinn erhalten soll; denn das Almleben spielt doch von der frühesten Jugend an eine Rolle im Erler Erleben, in Wirtschaft, Vorstellungswelt und Brauch. Die Sennin als Almschafferin

im Gegensatz zum Senner auf der Stier- oder Roßalm führt weit zurück. Das „Fensterln“ nahm wahrscheinlich von dieser Almordnung seinen Ausgang und wurde bei Dorfburschen erst üblich, als die „Mentscherkammer“ dort erstand. Doch darüber mag man in der Ammann-Festgabe (Innsbruck 1954, II, S. 129ff.) nachlesen.

### Almkirchtage

Der alljährliche Almkirchtage fällt zunächst auf den Jakobs- und den angeschlossenen Annatag; denn bis um diese Zeit ist der Milchertrag am höchsten. Das sind daher alte Stichtage und Rechnungstermine für die Milchbemessung. Mittags gehen die Bauersleute einen steinigen Weg ins innerste Trockenbachtal, der nur stückweise durch den Mischwald am Rand des Baches beschattet ist, zur Almwirtschaft. Zunächst besuchen sie ihre Alm, wo ihr Vieh über-sommert, und raiten dort ab, um dann rechtzeitig am Spätnachmittage zum „Joggasball“ in dem sonst meist still gelegenen, heute lauten Wirtshaus Köndlötz einzutreffen und die Almgesellschaft zu ehren. Am Annatag feiert die Almjugend gründlich nach. An Jaggei'n und Annei'n ist in Erl noch kein Mangel. Daher gibts für manche besonderen Anlaß, lustig zu sein. Alm gibt viel Arbeit, aber auch freieren, weiteren Blick, vielen Frohsinn, vielen Spielsinn.

Schon dem alten „Judas von Erl“, Georg Rainer, dem 1948 ein eigenes Büchl etliches nacherzählte, folgten die Erler gerne zu Peter und Paul auf sein Unterkunfts- und Skihaus am Spitzstein, fast wie zu einem Bittgang um Gutwetter, zum „Spitzsteiner Kirchtage“; denn am selben Abend brennt man ringsum die „Petaschtfeia“ ab. Sie vertreten das Westtiroler Scheibenschlagen in der Freude an der mächtigen Sonne, in ihrer Weihe und ihrem Wetterwunsch, wie sie zum Beispiel im Iseltal oder in Graubünden üblich sind. Ganz darf man den alten Notfeuerbrauch, wie ihn schon Jakob Grimm erwähnte, und den praktischen Zweck nicht übergehen, Mücken, Ungeziefer und anderes durch Hitze und Rauch auf den Höhen zu vertreiben oder zu vertilgen. Die eigentliche Sommersonnenwende begehen die Erler schon zu Johannis mit Jodeln, Singen und Bergfeuern am Kranzhorn und Spitzstein. Die Dirndl sammeln zur Weihe des Großen Frauentags am 15. August würziges Wollgras, Alpendost, Thymian und Königskerzen und binden dazu Blumen aus ihren Gärtchen oder von ihrer Altane zu einem Buschen, den der Pfarrer in der Kirche oder in der Bergkapelle von Obermoosen segnet. Solch geweihtes Zeug kann die Sennin auf der Alm gegen allerhand Unholde anwenden.

### Almerafahr'n und Maskentragen

Das älteste Fest war schon immer das Almerafahren am Vorabend oder zu Martini selbst gewesen und es ist es noch heute, wenn auch stark gemildert, gegenüber den überlieferten Berichten früherer Jahrhunderte. Burschen und

junge Männer knallen mit ihren Peitschen, binden sich abends Schellen und Glocken ihrer Kühe um die Leibesmitte und stürmen schließlich lärmend und johlend mit Martinsgestämpfe durch die Gassen des Dorfes. Da ist es angebracht, sich nicht auf dem Wege zu zeigen; denn sonst erlebt man leicht ein unbestelltes Bad im nächsten großen Brunnentrog; man wird „getränkt“, während die Almerer im Wasser weiter läuten, „abwassern“, das Viehraufen und Kuhstechen nachahmen und entsetzlich wild läuten. Also nicht bloß, wie der Auerhahn balzt, geht's durch Sinn und Blut. Der tolle Zug teufelt schließlich die ganze Landstraße vom Zollhaus bis zur Windhausener Schwaige. Wo ein Licht sich im Fenster zeigt, ist es meist um dieses geschehen. Stoßen die Almerer an einer Grenze mit solchen der lieben Nachbarn zusammen, kommt es leicht zu einem Roblerhandel mit äußerstem Kräfteaufgebot, als gälte es, die Ehre eines Hofes, der Gemeinde oder des Landes zu wahren. Die Bande tobt tatsächlich als wilde Jagd einher oder, als wären sie mit dem Teufel verbunden. Von Teufelserlebnissen geht noch die eine und andere Sage. Die heutigen Almerer verlegen sich oft nur mehr darauf, den Bauern aus seinem Hofe herauszuläuten und zu einem guten „Kasteler“ (Trunk) zu verhalten. Dann ziehen sie zum nächsten. Ohne kleinen Raufhandel geht es freilich meist nicht ab. Bald kommt der Advent und Winter zu Recht. Von einem Martinritt in Erl oder Nußdorf fehlt jedwede Überlieferung.

Das Almerafahren ist in der neueren Einengung, die A. Schipflinger in der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ (Jg. 43, 1938, S. 22/23) schilderte, noch heute auch im Brixental üblich. Mit diesem stand die Untere Schranne, der ehemalige Ebbser Gerichtsbereich, nicht nur in volksmäßigem und landwirtschaftlichen Austausch. Durch die sogenannte Ebbser Prozession blieb selbst Kitzbühel mit ihr noch in der Neuzeit, bis in die Aufklärungsepoche hinein, auch volksliturgisch verbunden. Ich darf hier nur auf einen Fall dieser Zusammenhänge hinweisen. Die ältesten Erler Spielhandschriften stammen vom Simeringern aus Kitzbühel- und von Gschwendtnern aus St. Johann im Brixental. Das ältere der beiden bis zum Erler Spielhausbrand von 1933 erhalten gebliebene Auferstehungsspiel gehörte 1697 einem Anntany Simeringer. Es deckt sich mit dem Schlußteil jenes Passionsspiels, das der Augsburger Meistersinger Basti Wild 1566 herausgebracht hatte. Auch Hans Sachs und andere Meistersinger standen in besonderen Beziehungen zu unseren Alpenländern, besonders zu Bergbauorten, wie Schwaz und Kitzbühel, und benützten für ihre Dichtungen gerne dortige Brauchpoesien als Unterlagen oder Vorbilder. Darin bestand ein beträchtlicher Anteil der Bürgerrenaissance jener Zeit, nicht so sehr in der Übernahme von Motiven aus dem südländischen *Rinascimento*. Einen analogen Fall stellen die Paradeisspiele und verwandte Moralitäten der Bürgerrenaissance (s. Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 51, 1948, S. 50ff.) dar. In solcher Rezeption der Volkskultur waren ihnen Kaiser Maximilian I. und Erzherzog Ferdinand II. in Tirol teils vorangegangen, teils ihre Mäzene geworden. Das leuchtete auf, als H. Sachs i. J. 1551 selbst mit Kaiser Karl V. in Innsbruck zusammentraf, worauf ich 1937 in den Berliner „Forschungen und Fortschritten“ (Jg. 13, S. 394/5) hinwies. Zu den örtlichen Brauchdichtern in Kitzbühel zählten die Simeringer. Ein Hansl Simeringer schrieb noch seit 1734 wiederholt die Reime zum Kitzbüheler Umgangsspiel des Rosenkranzfestes, von dem Konrad Fischner einiges aus den Stadtarchivalien in der „Zeitschrift für Volkskunde“ (NF. Jg. 4, 1933, S. 178ff.) erschloß. Dieses stand in engem Zusammenhang mit den dortigen Passionsspielen und späteren Karfreitagsumzügen. Sie regten damit auch ländliche Nachbargemeinden an. Andere Erler Spielhandschriften waren 1760 im Besitze des Josef Gschwendtner, Salitterers in Ebbs, gewesen.

Das Almerafahren, wie es Karl Adrian in seinem Buche „Von Salzburger Sitt' und Brauch“ (Wien 1924, S. 204ff., zuerst erschienen in Salzburg 1908) veranschaulichte, war in Oberpinzgau noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast alljährlich eingehalten worden, nach 1894 noch 1911 und 1925. Richard Wolfram übernahm es in sein damals Aufsehen erregendes, jedoch nie abgeschlossenes Werk „Schwerttanz und Männerbund“ (Kassel 1935, S. 237ff.) unter die Lärmumzüge und Rügegerichte burschenschaftlichen Brauchtums und fügte 1952 noch eine Darstellung des Lungauer Kasmandlfahrens in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ ((Jg. 92, S. 167f.) hinzu. Im Pinzgau sprach man deutlich vom Alpererfahren und erinnerte sich an verschiedene Almgeister, Nacht- und Wintersennen, Kaser- und Kasmandlen. Nicht ganz zutreffend schob daher Robert Böck diesen Brauch in den „Bayerischen Heften für Volkskunde“ (Jg. 13, 1940, S. 56ff.) ganz an das altbayerische Haberfeldtreiben heran. Die Almer, Alber, Alperer, Olperer, Alpeiner und wie immer ihre Bezeichnungen an eigene Alm- und Bergnamen angepaßt wurden, sind in den ostalpinen Bergsagen geläufige Personifikationen, zumeist in naturhafter Verknüpfung mit Martins (Mortas) Gstampfe, das L. v. Hörmann noch in seinem „Tiroler Volksleben“ (Stuttgart 1909, S. 201ff.) ein letztesmal vorführte. Selbst im Ziller- und im Wipptal sind sie, lokalisiert, noch rege, wie in H. Holzmanns „Wipptaler Heimatsagen“ (Wien 1948, S. 78ff., 83ff. vgl. noch Lor. Leitgeb und P. Tschurtschenthaler) stark hervortritt.

St. Martin wurde in diesem Bereiche zunächst durch fränkische Missions- und Reichsvorposten schon während der ersten Christianisierung volkstümlich<sup>1</sup>. Nördlich und westlich gelegene und eigene Benediktinerklöster, die Landbesitz und Almen hier besaßen, so Tegernsee, Chiemsee und St. Georgenberg, breiteten das Patronat des neuen Kulträgers weiter aus, so daß dem hl. Bischof von Tours in Gebiet des späteren Tirol und Vorarlberg nicht weniger als 55 Seelsorgskirchen und 44 Nebenkirchen oder Kapellen geweiht wurden. Jedoch blieb von seinem ehemaligen kirchlichen Festtag und vom Abrechnungstermin der Grundherren so gut wie nichts übrig, nur dunkle Vorstellungen von seiner Wettermacht, seiner lärmenden Begleitung und einem mehr oder minder ausgelassenem Feste der Altvordern. Im Trientinischen verschmolz sich seine Legende sogar mit Nachreden auf ihn als den Mann jener Berta, die selbst wieder in sich die mythische Bercht und die historische Gattin Berta es Kaisers Karl des Großen vereinte. In Erl tritt die Bercht nur mehr schattenhaft beimd Allerseelengedenken und in den Rauchnächten hervor. St. Martin und Bercht waren vermutlich hier schon vor tausend Jahren im jahreszeitlichen Erleben einander nahegerückt worden. Martins Andenken, auch des Namenspatrons, hielt sich weit länger als das des hl. Stephan, wurde aber doch durch die Kulte jüngerer Roßheiligler, wie Michael, Georg und Leonhard, gleich Laurentius durch Nikolaus zurückgedrängt. Diese Verlagerungen der Hilfeigenschaften kennzeichnen die Ablösung von Kulturschichten, die sich auch in den noch üblichen Opfergängen bei Toten- oder Motivmessen und beim Empfang kirchlicher Handlungen hier ähnlich verblaßt abzeichnen.

St. Martin öffnet in Erl nicht bloß den Wintersennen Tür und Tor auf der Alm. In der Vorstellungswelt, Namenwahl und im Sagenbereich der Erler spielt er überhaupt neben St. Michael, Georg, Leonhard und Sebastian noch heute eine bevorzugte, wenn auch zurückweichende Rolle. Ich vermag hier leider nicht ihrem Ausmaße entsprechend einzugehen, obgleich Erl darin wie zumeist in den einschlägigen Veröffentlichungen des Kufsteiner und Rosenheimer Bezirkes bisher übergangen wurde und somit fast alle diese Überlieferung seit den letzten hundert Jahren stark zurücktraten. Nur Hans Vogl (gest. 30. Juni 1944), der die Dorfschule von Erl zwischen den beiden Weltkriegen leitete, lenkte die Jugend darauf hin. Es ist nicht so, als wenn der Leonhardskult einzig vom bajuwarisch-schwäbischen, der Sebastianskult vom langobardischen Stammes- und der Martinskult nur vom fränkischen

<sup>1</sup> Über das Entstehen der Vorstellung vom Martinsmantel als dem des Hammergeottes vgl. Frz. Jostes, Sonnenwende. Forschungen zur germanischen Religions- und Sagen-geschichte, II (Münster i. W. 1930), S. 277f. Über die angeblich älteste Martinskirche auf dem Ritten u. die Vintschgauer Kirchengründungssagen: J. V. Zingerle, Sagen<sup>2</sup>, Innsbruck 1891, S. 541/2, über Martinsnacht ebda., S. 8, 86, 402; über Martinstampf Tiroler Heimatblätter 9 (1931), S. 344; J. Peter, Gasslbrauch u. Gasslspruch in Österreich, Salzburg 1953, S. 138 f.; J. V. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen<sup>2</sup>, Innsbruck, 1871, S. 76.

Machtbereich, die sich in Tirol berührten, abhängig gewesen wären. St. Martin zählt nach Laurentius, Florian und Sebastian zu den ältesten Patronen und volkstümlichsten Heiligen im ganzen Altirol. Die Seelsorgskirchen von Zell bei Kufstein, Wiesing, Schlitters, St. Martin bei Schwaz usw. bis hinab zu den dreißig Kirchen im Trientinischen sind ihm außer vielen im Vintschgau geweiht. Der frühen Martinsverehrung verdanken wir eine Reiseschilderung des oberitalischen Klerikers und christlichen Dichters Fortunatus Venantius aus der Zeit um 565, die aber kaum durch das Inntal ging. Venantius rühmt in seinem Martinsgedicht die hohe Wohnkultur unseres Alpenlandes ungefähr folgendermaßen:

Weg mit euch, den Wänden von Quadersteinen!  
Viel höher scheint mir ein Meisterwerk, der gezimmerte Bau.  
Schützend verwehren vor Wetter und Wind uns getäfelte Stuben.  
Nirgends klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.  
Sonst gewähren uns Schutz der Stein und der Mörtel zusammen.  
Hier aber breitet ihn aus freundlich der heimische Wald.  
Luftig umziehen den Bau ins Gevierte die stattlichen Lauben,  
Reich von des Meisters Hand spielend und künstlich geschnitzt.

Zur Vervolkstümlichung des heiligen Martin trug sein Ruf als Schutzpatron der Herden und Hirten, des Stalls und Hofes, der Jäger, Pilger und armen Leute bei. Viele seiner Kirchen treffen wir in hochgelegenen Bauernsiedlungen und auf Übergängen zu Almen an. Daher darf nicht verwundern, daß der Heilige mit der Erler Almerafahrt aufs innigste verknüpft ist. Er wurde zur Dominante des Jahresbrauchtums, dem Ende des Herbstes und Anfang des Winters. Die Volksphantasie stattete ihn mit einem Schimmel aus, der in heidnischen Zeiten auch Freyr zu eigen gewesen war. Als Schimmelreiter verchristlichte er neben dem Erzengel Michael, den Heiligen Leonhard, Florian, Sebastian, Margareta mit dem Drachen, Barbara mit dem Rad usw. den heidnischen Pferdekult, vorab des absterbenden Herbstes, und das keltisch-germanische Erntefest. Alle diese Heroen wurden bei Taufnamen in Erl bisher bevorzugt. Des Gänseschmauses am Martinstag gedenken Martinslieder seit dem 14. Jahrhundert gerne. Davon künden Oswald von Wolkenstein, der erste volksmäßige und in die Literatur eingegangene Tiroler Dichter, und der Kapuziner Heribert von Salurn, der volkstümlichste Prediger des 17. Jahrhunderts im Lande. Wolkenstein hebt die Martinsminne, Heribert dagegen hervor, der heilige Martin habe die Gnade und himmlische Macht besessen, böse, das heißt erstwintliche Geister zu vertreiben. Das deckt sich noch mit den heutigen Erler Vorstellungen von der Wilden Jagd, der Almerafahrt, der Kasermandln und Martinsputze, der Umzüge des Martinsgestämpfe<sup>1</sup> oder der verwunschenen Pfarrersköchin<sup>2</sup>. Martinsopfer, wozu sich Hofbesitzer im alten Erl verpflichtet hatten, leisten heute noch Pfunderer ihrer Kirche<sup>3</sup>. Der Glaube, so weit das Martinsfeuer seinen Schein werfe oder der Rauch getragen werde, verbreite es Fruchtbarkeit, herrschte auch lange in Dörfern rund um die Krönungsstadt Aachen der römisch-deutschen Kaiser<sup>4</sup>. Endlich knüpfen noch mehrere Erler Wettersprüche an den Martinstag an. Sie freuen sich doppelt, wenns zu Martini schön ist; denn St. Martini Sonnenschein bringt kalten Winter hinterdrein. Martinspiele, wie z. B. im Barock zu Aldrans, lassen sich in Erl nicht mehr nachweisen.

<sup>1</sup> H. Weigl, Das Patrozinium des heiligen Martin, Studium generale 3 (Berlin 1951), S. 145 ff.; dazu: H. Hochenegg, Tiroler Heimatblätter 27 (1952), S. 23/4. Wertvolle Ergänzungen und teilweise Berichtigungen zu: H. Fink, Die Kirchenpatrozinien Tirols (Passau 1928), den Nachträgen L. Steinbergers in „Tiroler Heimat“ und H. Mangs in „Der Schlern“ und zu Weigl stellen die Verhältnisse am Südhang unserer Ostalpen, die schon von G. Pitré, Jos. Bacher, Christian Schneller, K. F. Wolff u. a. gestreift wurden.

<sup>2</sup> A. Dörner, Salome in Südtirol, Austria 2 (Graz 1947), S. 466 ff.; Deutsche Volkskunde I (Berlin 1954) bei Besprechung der Gedenkschrift für A. Spamer.

<sup>3</sup> A. Dörner, Älteste Arbeits- und Opferbräuche in Pfunders, Der Schlern 23 (1949), S. 442.

<sup>4</sup> R. Jeuckens, Geschichte von Gemeinde und Pfarre Brand (= Veröffentlichungen des Bischöflichen Diözesanarchivs 21), Aachen 1954, S. 23.



Jakob Mühlbacher (1792—1876), Nagelschmied  
und Spielanführer

**PASSIONSSPIEL  
ERL & TIROL**

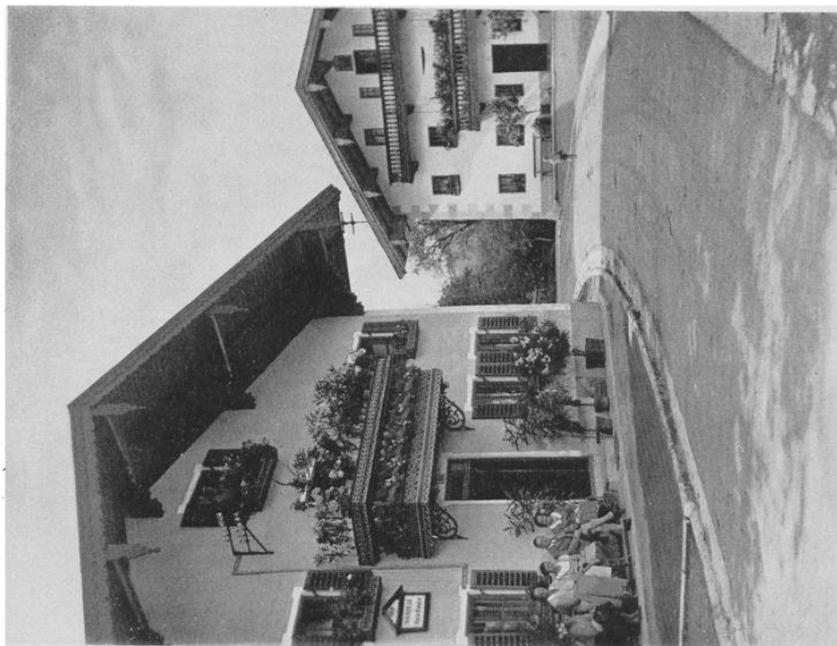
RAHNSTATION-OBERAUDORF ad. LINIE ROSENHEIM-KFVSTEIN  
SPIELTAGE: 12., 16., 19. MAI. 2., 9., 16., 23., 24., 29.,  
30. JUNI. 7., 14., 21., 25., 28. JULI. 4., 11., 15., 18.,  
25. AUGVST. 1., 8., 15., 22., 24., 29. SEPTEMBER.

SPIELZEIT: 11—6 VHR.

STELLWAGEN-VERKEHR VON KFVSTEIN NACH ERL.

Verlag des T. S. Schmid'schen Buchhandl. München

Erster Passionsspielplakat von Albin Egger-Lienz



Erler Dorfstraße, Postamt und Polzhaus



Adolf-Pichler-Denkstein in Erl

mit Geheimrat Dr. A. Brandl, dessen Frau und einer Nichte Adolf Pichlers

Die Missionäre, welche anfangs des 18. Jahrhunderts im untersten Inntal wirkten, berichteten von üblen Zuständen des Almfahrens: War im Frühjahr die Zeit gekommen, das Vieh auf die Alpen zu treiben, so bereiteten sich die Hirten darauf vor, indem sie sich in Tierhäute steckten, wie Wahnsinnige herumliefen und dabei unter dem Beifall der Zuschauer die schamlosesten Dinge aufführten.

Von Erler Maskengestalten hat sich einzig die „Perschtl“ (Bercht) als Begleiterin des heiligen Nikolaus am Vorabend seines Festtages und das Absingen von Spottversen im Schnaderhüpfelton erhalten. Alte Holzmasken, wie die des Kufsteiner Heimatmuseums aus Erl mit dem stark kanelierten Tierkopf, sind in Erl nicht mehr zu sehen. Die Kopfmasken, welche bis Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Erhängen des Judas für das Höllenvolk gebraucht und 1912 bis 1922 wieder hervorgezogen wurden<sup>1</sup>, gingen beim Spielhausbrand von 1933 zugrunde. Die Anklöpfler, von denen noch die Rede sein soll, tragen zumeist nur falsche Bärte und alte Almerbergstöcke mit Hirtentaschen und weiten Mänteln. Der eine oder andere tritt als eine Art von Harlekin, das weibliche Jungvolk mit Korsettl und weißer Schürze, vereinzelt auch im Dreikönigskostüm auf. Sie heben sich nicht eigenartig genug gegenüber solchen in Breitenbach, Schwoich oder Landl bei Kufstein ab.

### Almabfahrt

Die letzten Tage um Michele rüsten sich die Senner und Hirten der Alpen rund um das Kranzhorn und den Spitzstein zum frohen Almabtrieb. Die Rinder werden bunt aufgeputzt. In der Mitte ihres manchmal recht kunstvollen Halsaufbaus, innerhalb eines fichtenen Kranzes, steckt zur Abwehr alles Unguten ein Spiegel. Färbige Seiden- und Papierbänder flattern den Tieren an Hals und Stirn und die schwersten Schellen hängen an den Nacken. Ihre breiten Bänder bestehen aus federkielbesticktem Leder. Selbst das kleinste Spätl von einem Lämmchen erhält sein Flitterwerk. Mit besonderem Stolze verfolgen die älteren Erler Bauern den Vorbeizug der zwei Dutzend kupferglänzender, geschmückter Haflinger.

In der Walchseer Gegend bereiteten die Senninnen „Kronnudeln“, vielleicht genannt, weil sie die Form einer Krone hatten. Das waren kleine, schmalzgebäckene Laiberln aus fettem Teig. Sie wurden bei der Almabfahrt unter die Umstehenden, besonders unter Kinder, geworfen. Mit Ende des Ersten Weltkrieges hörte dieser Brauch auf. Bei der heutigen Planwirtschaft setzt er sich nicht mehr durch. Im oberen Pustertal haben sich die schmalzgebäckenen Topfenkücheln (Tschottenplatlan) erhalten.

Eine Alm nach der anderen leert sich. Aus den Engen und Schröfen kriechen mit dem Nebel und Regen Almgeister, die Kasermanndlen und Nörggelen hervor und nisten sich als Wintersennen immer kecker in den Hütten ein.

<sup>1</sup> A. Dörrer, *Tiroler Fasnacht*, Wien 1949, S. 108, 117, 152, 158, 215, 236f., 283.

Es ist für Menschen nimmer ganz geheuer auf dem Almboden und mit dem ersten Schneetreiben regiert eine andere Welt. Noch heute!

Unten im Dorf hatte man schon hart die Almerer erwartet. Der Hütbub eröffnet den Zug mit der Leitkuh. Zwei weitere Büben sorgen von der Seite her für die Ordnung des Viehzuges. Den Schluß macht die Sennin mit ihrem Alm fatscherl und aufgebüschelten Almstock. Sie wird von Jahr zu Jahr sauberer und freundlicher. Ihre Kranzfrisur ist bald nimmer ganz echt. Sie lacht den Leuten am Wege zu und kredenzt wie eine Schützenmarketen-derin ein Stamperl Schnaps aus ihrer Branntweinflasche. Bauer und Bäuerin erwarten höchst persönlich den stolzen Zug ihres Hofes. Ihre jüngsten Dirndl sind dazu sauber gewaschen und gezopft und tragen ihre weißeste Schürze, im Haar ein Blumenkranz. Ungeduldig harren sie der Kommenden. Die Buben in der Krachledernen, in der aufgekrempelten Sonntagspeid und mit dem an einem Zipfel eingesteckten blühweißen Schurz stürmen den Almkühen, vorab den ausgezeichneten Kranzträgern, entgegen. Die Eltern folgen langsam mit ihren Kleinsten und setzen diese schließlich in der Plünderfuhr der Sennin ab; darauf wird das restliche Almgerät und der letzte Almnutzen heimgebracht. So zieht die Rinderherde als Siegerin mit ihrer Begleitung in den Hof ein. Das Vieh läßt sich sehen. So mancher Erler Bauer gibt viel für die Grauviehzucht aus. Die Sennin verschenkt nun wohl ein Kranz mit den Almbandeln der Kleinsten des Hofes. Ein besonders schönes verbleibt für den Leonardiritt.

Die Bäuerinnen halten bald nach der Almbfahrt große Wäsche ab: Bettzeug, Handtücher, hundert und mehr Hemden gilts da auf einmal wieder weiß zu kriegen.

Das Almbfahren in Prang und Klang ist nur am Platze, wenn den ganzen Sommer sich kein Unglück auf der Alm bei Mensch und Vieh ereignet hat. Sonst tragen die Tiere schwarze Bänder und stumme Glocken. Letztere werden nämlich mit Heu ausgestopft. Die Lagelschellen aus Holz, welche der Imster Schemenlauf noch aus der alten Hirtenzeit kennt, sind hier ganz abgekommen; man nannte sie nach dem Hohlmaß und Holzmaß, der Holzbutte, wie bei den Lagellehen z. B. in Langkampfen<sup>1</sup>. So eigenartig auch die Stiere mit Sennereikennzeichen geschmückt sein können, ein Schellenstier mit einer Lagelschelle war in Erl nicht zu erfragen<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup> Über die Lagellehen vgl. Matthias Mayer Der mittelalterliche Weinbau im Nordtiroler Unterland (= Schlern-Schriften, Bd. 95), Innsbruck 1952, S. 31, 82 ff.; Imster Buch (= Schlern-Schriften, Bd. 110), Innsbruck 1954. S. 138 ff.; Hippolytus Guarinonius (= Schlern-Schriften, Bd. 126), Innsbruck 1954, S. 171.

<sup>2</sup> Einen eingehenderen, heimat-, aber auch zeitbeschwingten Bericht einer Abfahrt von der Alm brachte der Kufsteiner Prof. Rud. Sinwel in den „Tiroler Heimatblättern“ 16 (1938), S. 282/5, Vgl. noch: Christ. Mitterer, Das Alberafahren, eine uralte Sage, Volkszeitung (Innsbruck) 1907, Nr. 29; Lor. Leitgeb, Mei Roamet, Innsbruck, 1909; P. Tschurtschenthaler, Das Bauernleben im Pustertal, Bozen 1935.

## Erntefeste

Anschließend an die Almabfahrt begeht die Kirchengemeinde am ersten Sonntag im Oktober das Erntedankfest seit rund zwei Jahrzehnten.

Der Erler Kirchtag wird nach josefinischer Normierung am dritten Sonntag im Oktober eingehalten. Da gibts Schweinernes mit Kischtanudln (Kirchtagkrapfen) für alle Leute am Hof. Der Hüter treibt ein letztesmal seine Kühe, nun mit ihren Glocken, wie zum Abschied von Sommer und Almweide zum Pofl auf die abgemähten Wiesen. Der Andreastag, das Fest des Erler Kirchenpatrons, beschließt erst eigentlich das Kirchenjahr des Dorfes; denn Andre bringt Schnee. Dörfliche Mahlgemeinschaften mit Armenauspeisungen oder solche einzelner Sippen, wie sie noch vor hundertfünfzig Jahren im Pustertal in der Nähe von Lorenzikirchen stattfanden oder vereinzelt noch im Oberinntal wie in Wenns üblich sind, gibt es in Erl nicht mehr. Nur etliche Armengaben erinnern noch leise an solche gemeinschaftsfestliche Bräuche<sup>1</sup>.

Im Gegensatz zur Almabfahrt bewahrt der Leonhardstag den Pferden von Tal und Berg den Vortritt vor dem Rindvieh. Sie sind mit dem letzten Bunten aus Altane, Feld und Wald geschmückt, umgehen dreimal als Bannkreis und Twingplatz, den Garten auf dem Platze zwischen Postgasthaus und Friedhof, die Kühe nur zweimal. Der Pfarrer segnet alles Hausvieh vom Söller des Krämerhauses aus. Jeder Besitzer setzt seinen Stolz darein, die besten Pferde und Kühe zum Umzug aufzubieten. Beim Abgang gehts nicht ohne Scherzworte ab; denn die Buben bringen ihr schönstes Kleinvieh auf und viel Übermut mit. So mischt der Leonardisegen nochmals das ganze Dorf durcheinander. Von eisernen Ketten und ähnlichen Votiven hat sich nichts mehr erhalten. Sie wurden vornehmlich der zur Pfarre Erl gehörigen Nußdorfer Leonhardskirche zugewendet, ein Brauch, gegen den schon im 17. Jahrhundert eingeschritten wurde<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> A. Dörrer, *Alte Mahlgemeinschaften im Lichte ihrer Zeit (313—1803)*, Zs. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, german. Abt. 70 (1953), S. 268—311; dazu: Schlern-Schriften, Bd. 110, S. 140f.; Franz Hutter, „Rahmpfer“ auch in der St.-Lorenzi-Kapelle ob Katsch, Aus Archiv und Chronik IV/4 (Graz 1951), S. 179/180.

<sup>2</sup> Leop. Kretzenbacher rückt das schon vielfach behandelte Problem der Entstehung und Bedeutung des Kirchengürtlenbrauches in der Gugitz-Festschrift „Kultur und Volk“ (Wien 1954) in ein neues Licht als Umgürtung bestimmten Besitzes und kultische Hegung einer heiligen Stätte. Er gibt damit den vornehmlich von Gg. Schierghofer und Rud. Hindringer geschilderten und von Friedr. Focke, Gerh. Müller und W. Linggman systematisch nochmals durchforschten Umritten und Patronatsfahrten ein neues Gesicht. Ihre Bräuche im untersten tirolischen Inntal, im oberbayerischen Inn- und Chiemgau sind fast ausschließlich einer volkskirchlichen Vorstellungswelt zu eigen. Im besonderen ist in Erl infolge der Archivverluste und in Nußdorf infolge der spätern Abtrennung nichts Wesentliches aus den archivalischen Unterlagen mehr zu gewinnen, man müßte denn die Umreitung der Tiere, des Dorfplatzes und dessen Brunnens zum Jahresschutze einbeziehen. Der Leonhardsritt in Erl ließ sich zwischen den beiden Weltkriegen wieder stärker beleben. Vgl. noch E. Auckenthaler, Wie die Ketten an den Leonhardskirchen zustande kamen, Der

Jetzt geht, wie der Städter vermeint, die faule Zeit im Dorfe an. Als wenn das ganze Vieh im Stall und alle Manderleut in der Stube, wenn sie vom Holzen oder, sobald der Schnee sitzt, vom Heuziehen heimkommen, keine Arbeit gäben und letzteres unter irgend einer sportlichen Rekordleistung stünde! Freilich ist auch wahr, daß Finanzer und Jagdaufseher jetzt an der Grenze mehr zu tun haben als in der Sommerfrischzeit, die vor allem den Mühlgraben, das Zollhaus und das Postwirthshaus belebt. Doch bestehen in der Gemeinde der Gasthäuser zehn. Etliche Erler Sommerfrischwochen und Trockenbachfallbäder hatten es von je in sich.

Ist dabei etwas ganz Verkehrtes geschehen, greifen die Burschen es für den letzten Dienstag des nächsten Fasching oder für den Melcher-, Weiber- oder Holzknechtball auf. Sie errichten auf dem Platz vor dem Postwirt ein Gerüst. Dort hält der Zug ihrer Vermummten und ihr Reimer bringt die feine-unfeine Geschichte boshaft genug vor, daß es Zeit wird, den Fasching mit den alten Geschichten einzugraben.

### Mähen und Türkenauspratschen

Auf Kranzhorn und Spitzstein leuchten die ersten Alpenrosen. Darauf setzt die Heumahd vom Tal bis den Berg hinan ein und endet schließlich auf den Almen: ein ebenso hartes wie köstliches Leben für den ganzen Hof. Das „Danglzuig“ kommt schier nimmer zum Schweigen und die Bäuerin muß viel kräftiges Essen hinausbringen, daß die Mäher den längsten Tag nicht erlahmen. Wer mit dem Heueinführen als erster fertig wird, steckt wohl auf das letzte Fuder ein Nadelbäumchen mit Bändern, ähnlich wie es die Prang für den Anlaß oder für die Braut noch da und dort in Tirol vorschreibt. Es ist das Zeichen des Lebensbaumes, der noch für Kielstickereien und Kastenlinnen geläufig ist und zur Einführung und Vorstellung des Christbaumes nicht wenig beisteuerte.

Noch mehr als bei der Heu- und Kornernte helfen sich die Nachbarn bei Nacharbeiten aus. Neben Hülsenkorn und Kartoffeln wird etwas Mais im Tal angebaut. Zu dem Ende kommen etliche Nachbarn zusammen und ergänzen einander, um den Türkenkolben die Häute abzuziehen. Die großen, groben Blätter werden heraufgestreift und zusammengebunden. Die feinen, kleinen reißt man weg, so daß die Körner am Kolben freiliegen. So werden sie zum Trocknen aufgehangen. Weil keiner viel erntet, trocknet er die Kolben meist im Haus, in der Küche, am Gang oder auf der Altane. Nur selten sieht man hier größere Mengen an der Hauswand auf Stangen, den Vorläufern

---

Schlern 9 (1928), S. 513; Leonhardiritt in Niederndorf (Nachbargemeinde Erls), Tiroler Heimatblätter 6 (1928), S. 381; E. Pasolli, Das Bildstöckl zum hl. Leonhard in Branzoll, Der Schlern 10 (1929), S. 64ff. G. Schierghofer, Tradition und Sage beim Umrittsbrauch, Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1953, S. 108ff.; M. Höfler, Votivgaben beim St. Leonhardskult in Oberbayern, Beiträge z. Urgeschichte Bayerns, 9 u. 11, München 1891.

der Osttiroler und Kärntner „Harpfen“. Man läßt die Kolben kaum lange trocknen und rebelt sie bald ab. Vogelscheuchen vertreiben die gierigen Gratschen.

Das Türkenauspratschen währt meist bis tief in die Nacht hinein und gibt jung und alt Gelegenheit zu manchem Schabernack. Besonders schönfärbige Kolben tut die Bäuerin zum Weihen auf die Seite und hängt sie am Gekreuzigten im Herrgottswinkel der Stube und bei bevorzugten Wegkreuzen auf. Solche Wegkreuze und Marterln erinnern zumeist an ein Unglück beim Holzen oder Heuführen. Davor zieht jeder seinen Hut. In etlichen Passionsspielsaisonen kam es vor, daß der eine oder andere Hauptdarsteller sich in gewissen Auftritten vertreten lassen mußte, weil er mit seinem Krummbein oder Holzfuß nicht zurecht gekommen wäre. Mit Wehmut und leisem Humor denke ich z. B. an „meinen“ Herodes-Spieler, den Gaber Sepp, zurück, der seine königliche Würde trotz alledem durchzusetzen wußte. Beim häuslichen Gehänge achtet der Bauer darauf, daß gleich zu gleich sich gesellt und die dunkelfärbigen Kolben zu einem Sinnbild bevorzugt aneinandergereiht werden.

### Brechelabschluß

Neben der Brotfrucht setzt selbst der kleinste Bauer „Hoar“ (Flachs) an. Wenn er das letzte schwere Grummetfuder eingebracht hat, geht er wieder zu Gevatter und Nachbarn zum Hoangascht (Heimgart): „Morgen um drei wars zum Hoarbrecheln. Wenn eppa Zeit hätt, seids so guat!“ Seine Augen streifen die Dirndlgesichter ab. Im vorigen Jahr wars doch „a Hetz“ gewesen. Also stimmt die ganze Burst lustig zu. So eilt der Bauer zum Dörrofen heim und kentet als ein richtiger „Schürteufel“ knorrige Holzklötze vorsichtig ein, damit er die in den Ofen eingebrachten starren Flachsstengel nicht verbrennt. Nur zwischenhinein wagt er einen kleinen Schnarcher auf der schmalen Ofenbank.

Die „Buamasunn“ schiebt ihr erstes Licht über den tiefblauen Hangwald und auf die spitzen Steine der Erler Bergstraße. Da begehren die ersten Brechelleute auch schon Einlaß in den Trockenbachhof; denn dort war bisher das Brecheln noch ordentlich in Brauch. Erst 1954 kam es nimmer dazu, weil einfach, wie die Bäuerin entrüstet berichtet, fast nur mehr „Fabrikszeug“ von den Dirndl in drunten im Dorf oder gar in der Stadt eingekauft werde. Die Bäuerin ist arg erzürnt über die Einkauferei billiger „Fetzen“ und Florstrümpfe. Na, den Flachs läßt sie deshalb nicht liegen. Dabei erzählt sie der Berger Lehrerin, wie es bisher bei ihr üblich gewesen, und übers Jahr wieder werden soll.

Schlag drei Uhr ist der letzte an der Türe und beim Frühstück: Kaffee und mit Frischbutter fingerdick aufgestrichenes Hausbrot, das die Bäuerin schon sorgfältig aufgestappelt hat. Nun gehts an die Arbeit. Starke Burschen-

arme fassen die gerösteten und warmen Flachsstengel und tragen sie in die Brechelstube, wo das Weibsvolk sie bei den Holzböcken empfängt. Die Männer stoßen zunächst die Hoar auf der Prograt'n (Bograd) grob, die Frauen und Mädchen fahren im feineren Brecheln fort. Immerhin, die Arbeit macht müd' und hungrig. So kommt das älteste Dirndl, das heut' nicht in die Schul' zu gehn braucht, mit Kaffee, Kuchen und Schmalzbrot. In der Küche hat die Bäuerin wieder einmal Hochbetrieb: alle zwei Stunden wird den Brechel-leuten ein Essen vorgesetzt, auf daß ihre gute Stimmung und Arbeitsfreudigkeit nicht auslassen und es keine — Nachrede gibt. Um halb neun duften Apfel-kücheln, dazu Schnaps und Tee, auf daß das Geklopfe der Frauen nicht verstumme, bis zu Mittag fette Schmalznudeln auf dem Tische dampfen. „Guariononi hatte leicht übers viele Essen herzufallen: er war a grastets Mensch,“ bedeutet die Bäuerin auf städtischen Einwand<sup>1</sup>.

Niemand hat hereinzugucken. Geht ein Ahnungsloser vorbei, springen hurtig etliche Burschen heraus. Einer schwingt die geleerte Branntweinflasche in der Hand, andere führen Ogn (Abfälle beim Brecheln) mit sich und sperren den Weg: „Zahlst an Liter, sonst strahn ma dir auf!“ Das wäre kein Vergnügen, mit Ogn da und dort gestichelt und gestachelt zu werden, daß man vor lauter Jucken nimmer schlafen könnt.

Das ärgste „Gneist“ hat der „Schirtoifi“. Die Kinder helfen wohl, den goldigen Hoar zum Dörröfen zu tragen, in dem er ausgetrocknet wird. Der pfiffigste Bua ist darauf aus, wo er die „Brechelbraut“ verstecken könnte. Das ist ein kleiner Korb, angefüllt mit Äpfeln, Nüssen, süßen Laibchen und einem Halbliter Schnaps. Unversehens wird die Brechelbraut in die Stube geschmuggelt und meist im Ognhaufen versteckt. Wird sie aufgestöbert, fällt alles darüber her und vertilgt den Inhalt. Ähnlich wie im Pustertal spielt dabei die „Liebe“ am boshaftesten mit.

Das Abbrennen der „Brechelhexe“ bildet den restlichen naturmagischen Abschluß der Arbeiten am späten Nachmittag. Eine ungefähr acht Meter lange Stange wird mit Ogn umwickelt und ein Loch für sie nahe beim Hause auf dem Feld ausgehoben. Angezündet, wird sie darein gesteckt. Burschen und Männer tanzen schreiend, jauchzend und mit ihren Kuhglocken läutend herum, als hätte sie der Veitstanz erfaßt und könnten Weiberohren alles vertragen. Den Brechelbuschen zu stehlen, ist der höchste Triumph benachbarter Burschen und verhält die Beraubten, ihr Kuhschellen fürs Jahr aufzugeben. Ist aber die Brechelhexe trotz aller Raubgier bis aufs letzte verbrannt, kehrt alles fröhlich in die Stube zurück. Der Bauer eröffnet mit seiner Bäuerin den Tanz. Jenes jüngste Dirndl, das zum erstenmal beim Brecheln mitgeholfen hat, flicht einen langen Flachszopf. Die Brechlerinnen schlingen

---

<sup>1</sup> Vgl. Hippolytus Guarinonius (1571—1654), Schlern-Schriften, Bd. 126, Innsbruck 1954, S. 67f., 75f., 80, 89, 97, 119ff., 123ff., 145, 147.

ihn um die Bäuerin, bis der Bauer sie mit entsprechender Geldspende auslöst.

Auf den meisten Bauernhöfen ist die Brechelarbeit an einem Tag getan. Dauert sie, wie oft im Tal, zwei Tage, brennt man die „Brechelhexe“ am Abend des zweiten ab. Beim Brecheln und Türkenauspratschen erleben die jüngsten Dirndln meist ihren ersten häuslichen Drarer, das Stampfen.

Die Brechellaben am Trockenbach neben der ehemaligen „Camedihitten“ hat als Badestube schon längst ausgedient. Trotzdem war das Hineingucken oft noch nicht ratsam. Als wenn noch ein alter Badegeist seines Amtes waltete. Ihr Äußeres und ihre Einrichtung decken sich ungefähr mit den in den „Tiroler Heimatblättern“ (IV, 1926, S. 130—136) geschilderten. Im mariatheresianschen Kataster waren noch etliche andere neben Erler Einzelgehöften vermerkt worden.

Abgesehen vom Schirtoifi wurden damals noch keine Burschen beim Brecheldörren geduldet. Die Weiberleute wahrten vielmehr ihre Brechelstube als ihr Frauenheiligtum. Ja, sie bedeutete geradezu stärkster Ausdruck einmaliger unumschränkter Weiberherrschaft in der Jahresarbeit. Von der Saat an verlangt der Flachs wie kein anderes Gewächs Sorgfalt und Arbeit gerade von Frauen und blieb ihre große Hoffnung, ihr heimlicher Stolz für die Aussteuer. Er durfte daher nicht noch zuguterletzt durch männliche Störungen beeinträchtigt werden. Die Beteiligten sahen in der Brechelbraut und Brechelhexe noch mehr als Beseelungen ihrer Arbeit oder Anlaß zu ihrem jugendlichen Übermut. Heute sind die alten Vorstellungen aus dem Allgemeinbewußtsein ganz geschwunden. Die vielen, unangenehmen und langwierigen Arbeiten mit dem Flachs halfen mit, daß sein Anbau selbst unter den Eigenbedarf zurückging. Noch im Barock hatte er sich gerade in Tirol, so im Ziller- und Ötztal, besonders im frauenchiempseeschen Gericht Axams, hoch entwickelt; er sorgte, daß die Truhen, Kästen und Geldtaschen der Bäuerinnen „voll“ blieben. Schon L. v. Hörmann wußte recht wenig mehr vom Flachsbau und Flachsbrecheln vorzubringen, die doch tief ins Mädchenleben auf dem Lande eingriffen, so daß wir ausführlicheres bei Lor. Leitgeb, in „Mei Hoamat“, Paul Tschurtschenthaler im Pustertaler „Bauernleben“ und G. Graber im „Volksleben von Kärnten“ suchen. Jedoch sind Grabers Deutungen von Brechelbraut und Schimmelreiter mit Erler Vorstellungen von den Saligen Fräulein, von der Wilden Jagd und Martins Gestämpfe nicht mehr recht in Einklang zu bringen.

### Sonstige Jahresbräuche

Auch das übrige Erler Volksleben entbehrt nicht seiner Eigenwerte. Das Kirchenjahr beginnt mit dem Advent und seinen Rorateämtern. Für die einzelnen Höfe wird ein eigenes Engeltamt gehalten. Zu den Hauslehren kommt der Pfarrer in bestimmte Häuser, in denen sich auch die Nachbarn versammeln. Für Advent haben sich kleinere Spiele im Postwirtssaal eingebürgert, während vor den beiden Weltkriegen die Hirten-, Dreikönigs- und Herodesspiele, meist ohne Saal Bühne, beim Post- oder Mühlgrabenwirt üblich waren. Das sich Wiederlösen von Soffitten hat sich noch nicht recht durchgesetzt. Es kann eben nicht genug „schian“, voller Illusionen sein. Guckkastenfreie Hirten-, Abel- und Kain-Spiele u. dgl. leben vornehmlich in Angerberg fort,

An den drei letzten Donnerstagen gehen die Kinder anklöpfeln. In der Unteren Schranne, aber auch im bayerischen Niederaudorf usf., hielten sich viele alte Sprüche. Jetzt lernen die Kinder meist in der Schule entsprechende

Lieder und ziehen zu dritt, als Jesus, Maria und Josef oder als Königsgestalten verkleidet und bestenfalls von einem Zupfgeiger begleitet (ein etwaiger mitziehender Harlekin führt einen Besen zum Auskehren mit), von Hof zu Hof, singen im Hausgang oder in der Stube ihre Lieder und werden von der Bäuerin mit süßen Laibchen, Klötzenbrot oder Äpfeln beschenkt.

Zu Kirchweih oder im Dezember wird auf dem Hofe geschlachtet, für die Festtage die Schlachtschüssel mit Blutwurst und Sauerkraut und für die hohen Tage der beste Schweinsbraten der Familie bestimmt. Auch die übrigen Hausleute und arme Nachbarn werden nicht übergangen. Am Heiligen Abend selbst hält man am Fasten fest oder läßt sich gar nur Äpfel zukommen. Der Zelten darf erst nach der Mette angeschnitten werden, weil man sonst ins Kindl schneidet.

Die Nikolausbescherung am Vorabend des Festtages hat sich in erneuter Gestalt erhalten. Den weißhaarigen Bischof begleiten meist zwei Gangerln mit Larven, Ketten und Ruten. Vor Jahrzehnten ging nur die „Perschtl“ mit. Wer von beiden Gestalten war hier wohl die ältere? Die Kirchen und Patronate des heiligen Laurentius der Umgebung von Wörgl bis Rosenheim geben den Bescheid, daß der heilige Nikolaus als Freund der Armen und der Jugend den heiligen Laurentius wohl abgelöst hat. Die Kinder sagen nach Katechismusart auf und werden schließlich meist mit Nüssen, Klötzen, Lebzelten, Äpfeln und dergleichen beschenkt.

Schon hat sich das Christkind mit dem Christbaum fast in jedem Hofe während des letzten Halbjahrhunderts eingebürgert. Droben in der „guten Kammer“ steht meist der buntgeschmückte Baum, von brennenden Kerzchen erhellt. Darunter oder am Fensterbrett ist eine kleine Krippe aufgerichtet. An der Bescherung nimmt das ganze Haus teil. Zur Zither oder Gitarre stimmt die Jugend mit den Eltern etliche Weihnachtslieder an. Dann heißt es für die Kleinen: in die Federn, was aber meist den Flitschenstrosack bedeutet. Alles übrige setzt sich noch etwas in der Stube zum bedächtigen Reden oder Lesen zusammen; denn es ist die feierlichste, die Heilige Nacht, wie sie schon der Spruchdichter Spervogel 1170 erfaßte, bis es gen halb elf geht und alles außer dem Haushüter ins Tal und Dorf zur Mette rodelt. Beim Feldkreuz im Tale, das 1912 bis 1922 gern abgebildet wurde, steckt man den Schlitten in den Schnee, um ihn nach der Mette wieder hervorzuziehen.

In der Christnacht ist wohl das ganze Dorf in der Pfarrkirche und vor der Kommunionbank vereint. Die kleine Dorfkirche ist mit ihren Emporen gesteckt voll. Die Mettengänger freuen sich schließlich auf die heiße Fleischsuppe, die ihnen die Bäuerin mit gebackenen Knödeln auf den Tisch stellt. Nach dem gesottenen Rindfleisch schneidet der Bauer den „Nachtzelten“ an. Rasch gehts ins Bett; denn gar früh läutet der Mesner zum Kirchgang des Heiligen Tages.

Mit Weihnachten setzt die erste der zwölf Nächte, der schweren Rachnächte, ein. Haus und Hof werden geräuchert. Die Bäuerin duldet an diesen Tagen kein Wäscheaufhängen auf dem Söller; denn sonst hängen im bevorstehenden Jahre ebensoviele Häute von eingegangenen Rindern.

Am Stephanstag weicht der Pfarrer das Wasser in der Kirche. St. Stephan ist der Pferdepatron. Das Stephansreiten Erl—Nußdorf ist in der Aufklärungszeit ganz unterbunden wie überhaupt das alte kirchlich-kultische Band zwischen beiden Gemeinden als letztes Zeichen ehemaliger politisch-rechtlicher Zusammengehörigkeit zerschnitten worden. Grenz- oder Zielritte und Flurumritte waren in Taldörfern von Altötting bis ins Brixental damals noch nicht so vereinzelt wie heute der Brixentaler Antlaßtritt. Selbst die Pfarre St. Peter im Dekanat Krainburg, das knapp zuvor noch einigen Zusammenhang mit dem Bistum Brixen pflegte, hielt noch 1820 den Brauch hoch, am Ostersonntag vor Sonnenaufgang mit dem Allerheiligsten über die Felder zu reiten und dabei die vier Evangelien zu verkünden (Visitationsbericht vom 14. Februar 1820), während je ein Gerichtsgang in den Bergdörfern Villanders, Layen und Velthurns im Eisacktal oder Kastelruth am Schlern bis in unser Jahrhundert üblich war, bei dem der Priester mit dem Allerheiligsten beliebig oft den Segen erteilte und die Evangelien verlas<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Matthias Mayer, *Der Brixentaler Antlaßtritt*, Brixen i. T. 1946; dazu: *Tiroler Bauernzeitung* vom 20. Juni 1946, S. 3; *Die österreichische Furche* 1946, Nr. 25; Kutscher-Insam-Dörrer, *Ein altes deutsches Josephspiel*, Ernsdetten 1954, S. 18, Anm. 1. Die volkskundlichen Beziehungen zwischen Tirol und Slowenien sind bedeutsam, wenn auch noch wenig geklärt, sowohl auf dem Gebiete des Kultischen, in dem Freising, Brixen und Innichen besondere Ausgangspunkte bildeten, wie auch im Gegenständlichen, vornehmlich den Krippen, Schellen und Masken; darauf bin ich bei meinem mit Slowenen in den Gegenden der obersten Soča (Isonzo) während des Ersten Weltkrieges geleisteten Soldatendienst aufmerksam geworden und habe darauf hingewiesen.

Von steirischer Seite brachten Othm. Wonisch (St. Lambrecht) und Leop. Kretzenbacher (Graz), von slowenischer Niko Kuret (Laibach) manche Aufhellung alter Zusammenhänge in neuerer Zeit bei. Von tirolischer, d. h. von besonderen Kennern der Brixner und Innsbrucker Archive, der Diözesangeschichte, der Patrozinienforschung, des Prozessionswesens und des Schaubrauchtums stehen noch verschiedene Ergänzungen und Berichtigungen aus. Das Handwörterbuch des Auslandsdeutschums ging auf die kirchlich-kulturellen Bindungen nicht ein. Einzelnes berücksichtigten das Verfasserlexikon „Die deutsche Literatur des Mittelalters“, anderes die Beiträge über Schellen (5. Rhein. Jahrbuch f. Volkskunde, Bonn 1954), über das Kalenderwesen (*Der Schlern* 1954/55) usw. Kuret sieht es daher nicht bloß als Zufall an, daß der vielgelesene Tiroler Unterhaltungsschriftsteller der Vorkriegszeit Rudolf Greinz (Krainz, der Krainer) hieß und die Slowenen ihren besten u. volkstümlichsten Erzähler des letzten Halbjahrhunderts im 84jährigen Jubelpriester Franz Sal. Finzger (Vintschger) besitzen. Der Defregger Seb. Rieger, allseits als Reimmichl bekannt geworden († 1953), ging noch weiter, da er mir gegenüber wiederholt auf den „windischen“ Einschlag in das Volkstum seiner Heimat als einer Förderung seiner Erzählerart hinwies. Inwieweit sie mit den jahrhundertelangen Überlieferungen der Defregger als Handelsfahrende miterklärt werden müßte, bedarf freilich noch einer näheren Untersuchung. Dabei wäre auch der Lebensgang des Komponisten und Dirigenten Dr. Felix Weingartner aus osttirolischer Abstammung einzubeziehen. Die hier einschlagende Frage, womit und wodurch die Tiroler Volkskultur so weit und nachträglich wirkte, ist mit der Wiederaufrichtung der bäuer-

Am dritten Weihnachtstag gibt der Pfarrer den Johanniswein zu trinken. Viele Familien bringen Wein zur Weihe in den Gottesdienst und reichen ihn sodann jedem in ihrem Hause, der darum bittet, getreu dem alten Minnetrinken und Berchtenopfer. Das Berchtenlaufen ist in Erl wohl schon vor hundertdreißig Jahren außer Gebrauch gekommen, wenn auch die erwähnten Gesichtsmasken aus Holz noch davon kündeten<sup>1</sup>.

Das eigentliche Zeltenanschneiden am Stephanstag gibt jedem Dirndl Gelegenheit, seinem Burschen zum Klötzenscherz einzuladen. Damit verheißt sie ihm aber auch ihr Herz. Daher stehlen Burschen gerne die Zelten. Das Eindringen in die Mädchenkammer ist an diesem Tage nichts Unerlaubtes. Von einer jungen, schönen Kellnerin (wars im Zollhaus oder im Mühlgraben?) erzählt man noch gerne, daß sie sich 18 kleine Zeltenweckerln backen ließ und damit 36 Burschen beehrte, bis sich einer seines Erfolges rühmte und alle argen Spott ernteten.

Zu Silvester bleibt man daheim; denn da geht das Wilde Gjaid um und übt mehr als Heischerechte aus. Daher ist es nicht ratsam, in den „Hoangatscht“ zu gehen. Haus und Hof müssen übrigens zu Neujahr blitzsauber beisammen sein. Man darf keinen Schmutz vom alten Jahr zurücklassen; sonst wird man im neuen nimmer damit fertig. Den Neujahrswunsch nimmt man auch hier am liebsten von Jungen an. Mit Dreikönig enden die Rauchnächte. In der Kirche sind Salz, Kreide und Weihrauch gesegnet worden. Der Bauer schreibt mit dem Geweihten die neue Jahreszahl zwischen drei Kreuzzeichen an Tür und Tor, daß kein Übel über die Schwelle eindringe. Mit der nach Weihrauch duftenden Glutpfanne durchschreitet er Haus und Stall. Ein Kind trägt den Weihbrunn nach. Alles wird besprengt, indes die Bäuerin mit den übrigen in der Stube den Rosenkranz betet. Droht einem Haustier eine Krankheit während des Jahres, gibt man ihm von dem geweihten Salze.

In den letzten Jahren ist das jahrhundertealte Sternsingen unter den Ministranten und Kirchensängern wieder aufgekommen. Als Könige verkleidet, ziehen sie mit ihrem Stern von Haus zu Haus und berichten von der Christgeburt, von den Hirten, Herodes und seinem Tod. Fast hundert Jahre zuvor hielt man sich in Einzelheiten an ein altes Weihnachtsspiel. 1860 hatte Jakob Mühlbacher, einer der unermüdlichsten Spielführer Erls um 1815, es aus der viel älteren und liederreicheren Fassung noch in Prosa, das heißt in die neue Zeit übersetzt. Nur dieses eine Spielbuch blieb beim Brande von 1933 aus dem reichen Spielarchiv des 17. bis 19. Jahrhunderts erhalten. Eine Kiste mit Handschriften wanderte schon um 1900 ins Bayerische ab.

---

lichen Passionsspiele eng verbunden. Sie legt diesen nahe, die Heimat- und Volksart wieder zu einer Funktion zu vertiefen, die auch den Anhängern einer innigeren geographischen und seelischen Heimat außerhalb des eigenen Landes zuinnerst entspricht.

<sup>1</sup> A. Dörrer, Schellenkunde, Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 5 (1954).

Am Tag des heiligen Sebastians, des Gesundheitspatrons aus der Pestzeit von 1611 her, unterläßt das Weibervolk alle Flickarbeit, weil es sonst Ausschläge und Aissen gibt. Man ißt viel und fett; denn das Fett muß die Wunden „schmirben“. Darin besteht die letzte Erinnerung an die Pestzeiten, aus denen das ständige Passionsspiel von Erl hervorging.

Für das neue Arbeitsjahr läßt die Bäuerin zu Lichtmeß ihren Kerzenbedarf vom Geistlichen weihen, um bei Gewittergefahren oder Sterbefällen gesegnete zur Hand zu haben. Die Dienstboten feiern an diesem alten Schlengetage und gehen zuerst in der Kirche zum Opfer, dann beim Neuwirt zu Trunk und Tanz. Zum „Einblasigen“ (Blasiussegen) steigt meist ein Reisacher Pater bis zum obersten Berghof hinauf.

Mit dem Mistausführen, Taxenhacken, Brennholzeinrichten und Schindlikiaben beginnt die Einteilung der Jahresarbeit, indes das Weibervolk außer der Hausarbeit noch das Spinnen und Stricken vortreibt.

Am Faschingsdienstag passen die Schulkinder auf, wer als letztes kommt, denn das ist und bleibt fürs Jahr die Faschingssau. Die Erwachsenen treiben älteren und ärgeren Mummenschanz und genießen die süßen Faschingkrapfen. Tags darauf lassen sie sich „einäscheln“ (einäschern) und gehen zu den Fastenknödeln über.

Früher gabs im Fasching große Hochzeiten. Der Hochzeitslader von Erl, der alte Sock (gest. 1949), hatte manchen Spruch verfaßt oder nach anderer „Instruktion“ bearbeitet. Der letzte eingehende stammte vom Niederaudorfer Hochzeitslader Nikolaus Hacklinger aus dem Jahre 1883. Jetzt ziehen die meisten Hochzeitspaare nach einem Wallfahrtsort oder in die Stadt. Dadurch entziehen sie auch ihre Brautkastenfahrten der Dorföffentlichkeit. Darauf war schon manches Schaustück nur mehr aus Tradition verblieben. Das Brautschaff mit den Geschenken und der Polstertanz sind noch nicht ganz abgekommen.

Für den Umzug am Palmsonntag holt sich die Jugend große silbrigweiße Palmkätzchenzweige, Efeu, Buchen- und Eibenreiser aus dem Walde wie zum Einzug im Passionsspiel. Die Buschen werden vom Vater auf die Stange gebunden und ihr Übergang mit Efeu und Buchs verkleidet, bunte Bänder, kleine Äpfel und viele Palmbrezeln dazugebunden. So ziehen die Buben mit ihren Vätern oder Göden in die Kirche zur Weihe und zum Umgang ein. Stolpert ein kleiner Palmträger, wird er zum „Palmesel“, der Träger des größten Palmbuschens dagegen zum „Palmmoar“ erhoben. (Andere „Moar“ erkennt man beim Ranggen und auf der Alm an.) Drei Kätzchen verschluckt man, um vom Fieber oder anderem Übel während des Jahres verschont zu bleiben. Auch den Haustieren mischt man solche geweihte ins Futter. Etliche Zweige steckt die Hausmutter in den Herrgottswinkel, wohl auch in den Stall. Zu Pfingsten werden die geweihten Kätzchen auf den Feldern eingegraben, um Schutz vor Wetterschäden zu erbitten.

In der Karwoche unterlassen selbst die berglerischen Milchträger ihr Jodeln zur Sennerei. Im Tale wird überhaupt dabei nicht gejodelt. Das Holzgeklapper der Ratschen entspricht den hölzernen Lärminstrumenten gemiedener Tiere. „Karfreitagsratschen“ ist ein arges Schimpfwort für ein Dirndl. Die Kirchdörfler errichten das Heilige Grab in der Pfarrkirche, zu dem viele Hausfrauen Blumenstöcke beisteuern. In den Küchen werden die Gründonnerstageier gefärbt, die nie faul werden können. Hühner läßt man ein geweihtes aufpicken, damit der Habicht sie nicht hole. Auch jeder Feuerträger, der am Karsamstag etwas geweihtes Osterfeuer bis auf den Erler Berg bringt, erhält ein solches Ei. Den Karfreitag begehen die Erler viel in der abgedunkelten Kirche. Die Bergler halten die mittägige, die Taldörfler die nachmittägige Gebetsstunde ein. Das Kindervolk steht im Banne des Heiligen Grabes mit seinen vielfarbigen Kugeln. Das Einlegen von Broten und anderem Gebäck in das Grab, ursprünglich in allernächster Nähe des nun hier aufbewahrten Allerheiligsten, die schließlich als besonders geheiligte aufbewahrt wurden, ist den Erlerinnen wohl schon vor Jahrhunderten unmöglich gemacht worden. Die Feuerweihe des Karsamstags heißt im Volke die „Scheitelweich“; denn jeder Hof entsendet einen Buben, um, wenn nicht mehr ein gespendetes Scheit, doch den angezündeten Holzschwamm nach der Weihe noch brennend oder glimmend heimzubringen. Bis zum obersten Berghof ist es mehr als eine Gehstunde weit. Zur abendlichen Auferstehungsfeier gehen viele vom Berg zur Beichte; die Taldörfler ziehen frühere Kartage vor.

In der Karwoche soll es nicht regnen, besonders nicht am Freitag, weil in jenem Jahre, in dem es dem Heiland ins Grab regnet, kein anderer Regen mehr ausgiebig genug ist und es daher ein dürres wird. Manche Bäuerin schreibt Gemüsesamen, der am Karfreitag ausgesät wurde, besondere Gedeihkräfte zu. So sieht man da und dort noch eine Gestalt im Hausgärtlein sich zu Boden bücken und Samen legen. Die Haushüter eilen beim ersten Karsamstaggeläute in den Obstgarten, um die Bäume zu schütteln, damit sie reichlich tragen. Einer treibt mit dröhnenden Schlägen vor seinem Hofe einen Pflock in die Erde; soweit der Schall trägt, ist der Hühnerhabicht gebannt.

Nach Abräumung des Altars wurde dieser vor allem in den letzten Kartagen mit Wein gewaschen, in Erinnerung daran, daß der Leib Christi nach Herabnahme vom Kreuze und vor der Grablegung von den Anhängern gewaschen wurde. Auch daran mahnt keine Überlieferung mehr.

Am Ostermorgen tragen festlich gekleidete Mädeln ihren Weidenkorb, der mit weißem Linnen ausgeschlagen ist, feierlich zur Kirche; denn darin liegen Osterbrot, Eier und Butterlampl. Jedes Familienmitglied und das Gesinde erhalten vor dem Mittagessen vom „Gweichten“, die Godenkinder vom Göd eine Bretze, von der Godn einen Kranz aus Hefeteig mit Weinbeerln

drinnen, dazu bunt gefärbte Eier. Sie werden mit Zwiebelschalen, Osterblumen und zarten Kräutlein am Gründonnerstag gefärbt. Etliche Bauernfamilien kennen schon den Osterhasen des Sonntags. Jeder Besucher empfängt ein Ei. Die Kinder verlegen sich aufs „Oarpeckn“ und „Oarschlag“, um möglichst viele Eier einzuheimen.

Von den alten Naturalabgaben an Kirche und Klerus (Har, Hennen, Käse, Wolle und dergleichen) hat sich seit hundert Jahren, der Aufhebung der pfarrlichen Landwirtschaft, fast nichts mehr im Brauchtum erhalten. Jahrhunderte lang gehörte zum Erler Widum ungefähr die größte Bauerschaft mit besonderem Wirtschaftsgebäude, das noch erhalten ist. Heute ist vornehmlich die Eierspende zu Ostern üblich.

Nach Ostern gehts ans Anbauen, von dem der Bauer seinen Namen hat. Die Bodenbeschaffenheit der ehemaligen Auen legt noch manchen Zwang auf. Am Berg gibts in der Feldeinteilung nicht viel zu ändern. Der Ackergrund ist hier karg bemessen. Mehr ist da beim Ausbessern der Zäune zu tun, welche das Vieh und unverständige Menschen von Feld und Wiesen fernhalten sollen. Bis Lorenzi müssen die Rüben gesät sein, sonst mißrät die Ernte.

Die Markusprozession und die drei Bittgänge der Kreuzwoche führten viele Gläubige vor den beiden Weltkriegen zu den alten Kirchen der Nachbarschaft (Niederdorf, Ebbs), die auch mit Kreuzgängen aus St. Johann und dem übrigen Brixental ausgezeichnet wurden: Bindungen an die alten Ursparren und Anteile der Bistümer Salzburg und Chiemsee, aus denen sich noch gewisse Wallfahrts-, Patronats- und Passionsbräuche ableiten lassen<sup>1</sup>. Jetzt pilgern die Erler nur mehr bis zur Kapelle des Höhenberges. Zu Christi Himmelfahrt beobachtet jeder Kirchenbesucher die figürliche Auffahrt durch das „Heiliggeistloch“ mit besonderer Aufmerksamkeit, der kommenden Wetter wegen. Ehedem erlebten die Kinder die Freude, daß Dörrobst, Nüsse und „Gutelen“ durch das Himmelloch zu ihnen herabfielen. Die geweihten Blumensträuße werden aufs Feld gestreut. In den Jahren 1945 bis 1950 zog nachmittags eine Prozession auf den Kalvarienberg nördlich des Kirhdorfes, um zu danken, daß dieses 1945 vor neuerlicher Kriegsvernichtung verschont blieb. Indes regte der jetzige Ortspfarrer Dr. H. Pfatschbacher den Bau der Bergkapelle von Obermoosen zur Erinnerung an und wirkte ihre Fertigstellung.

Bei diesen höchsten Feiertagen, so auch zu Pfingsten, tragen die Bäuerinnen ihren schönsten Staat, den Schnurhut mit goldener Quaste,

---

<sup>1</sup> Über die Auswirkungen der Reformen Josefs II. und Montgelas' hier im Tiroler Anteil Salzburgs und Chiemsees vgl. Fridolin Dörrer, Zur sogenannten Pfarregulierung Josefs II. in Deutschtirol, ungedr. Diss. 1950, zum Teil verwertet in Tiroler Heimat 17 (1953), in den Schlern-Schriften, Nr. 111, 138 u. 140; Erläuterungen z. histor. Atlas II/5 (Wien 1954) u. Der Schlern 26 (1952), S. 240ff. u. 27 (1953), S. 261ff. Die beiden Weltkriege und ihre wirtschaftlichen Folgen hoben mehrere restliche Gewohnheiten auf.

das vornehmste schwarze Korsettl mit hellem seidenem Brusttuch und altem Halsschmuck, den seidigglänzenden Feiertagsschurz und die schwarzen Halbschuhe. Erst recht beim Umgang am Antlaßtag, der den Sommer, die hohe Zeit, eröffnet. Dazu werden fromme Bilder mit Blumenstöcken und Gewinden in die geöffneten Fenster gerückt und an den Hauswänden Birkenzweige angelehnt, von denen etliche sodann in Äckern abwehrend wirken sollen. Vor allem aber richten die Nachbarn die vier Altäre eigens auf und bindet man das Antlaßkranzl. Beim Gottesdienst gehen die Jungfrauen zum Opfer. Keine will die letzte sein; denn ihr Aussehen bestimme das kommende Sommerwetter. Ist's eine große, blonde, dann gibt's langen, schönen Sommer; ist's eine schwarzhaarige, verregnet's den Sommer. Neugierige Burschen sorgen für anzüglichen Spaß. Da wird eine junge Lehrerin oder eine andere „Zugereiste“, die den Dorfbrauch noch nicht kennt, ihr Opfer.

Der Andreastag verhält wohl nur mehr ausnahmsweise eine junge Erlerin dazu, ihren weiteren Stand zu erfahren. Auch die Barbarazweige dienen nur selten mehr als Zukunftserforschungsmittel beim Verlassen der Weideplätze. Man bringt diese am Barbaratag von Sträuchern oder Bäumen abgeschnittenen Zweige in der Stube zum Grünen und Blühen auf den Weihnachtstag.

Zu Allerheiligen empfangen die Godnkinder wie zu Ostern ein Germgebäck, in Form einer Henne für die Dirndln, eines Hirsches für die Buben, und Backwerk aus der Dorfbäckerei, meist noch einen Hemdstoff dazu.

Der Brauch des „Armenseelenbittens“, wie er im Pustertal, so in Pfunders und Prettau, aber auch im Südtiroler Eggental, am Nonsberg (Laurein) und Ulten noch üblich ist, nämlich zu Anfang November im Namen der Armen Seelen um Gaben (Brote, Krapfen, Salz und Fett) für die Ortsarmen zu bitten, ist in Erl ganz abgekommen. Auch von den alten Stiftungen („Spenden“) haben die vielen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts nichts mehr übrig gelassen. Der Brauch war eine der sinnigsten, jugenderzieherischen und karitativen Einrichtungen früherer Jahrhunderte gewesen und geht z. B. in Lüssen bei Brixen am Eisack wahrscheinlich bis in die erste Zeit der Christianisierung, des frühesten Laurentius- und Nikolauskultes, zurück.

Der Unterländerbrauch der Goldenen Samstage im Oktober läßt fast aus jeder Familie eines nach dem zwischen Erl und Nußdorf gelegenen Kirchwald pilgern, womit die alte Pfarrgemeinschaft bekundet wird, während die weitere Wallfahrt nach Mariastein diese als die beliebteste Marienstätte des Bezirkes hervorhebt.

### Aus dem Lebenslauf: Kindeleinläuten

Im Albachtal besteht noch das „Brauteinläuten“. Die Kinder des Hofes bemühen sich, mit der letzten Kornfuhr Schritt zu halten und mit ihrer umgehängten Kuhschellen möglichst kräftig zu läuten. Die Bäuerin läßt sie

Hausglocke vorn am First ertönen. So zieht alles unter das schützende Scheunendach ein. Butterbrote und Krapfen werden da verteilt und jedes, das mitgearbeitet hatte, setzt sich schließlich zum Schnittermahl. Die vorbildliche Brautfuhre ist ganz in den Hintergrund getreten.

In Erl ist das Kindeleinläuten gebräuchlich. Ist der Erstling auf dem Hofe eingestanden, staffiert sich die Taufgod sauber und sorgfältig aus, auf daß das Patenkind an Leib und Seele auf Reinheit bedacht bleibe. Nach dem Kirchgang steckt sie ihm 's Hoaschgeld oder den Tauftaler in die Fatsche. Indessen bringen die Nachbarn und Gevattern einen Kranz oder Zopf aus mürbem Teig der jungen Mutter „ins Weisat“. Bis zum „Füerisegnen“ darf die Wöchnerin das Haus über die Dachtraufe hinaus nicht verlassen und auf keinem grünen Wasen stehen, um nicht vom bösen Blick getroffen zu werden.

Das Einläuten ist nur am Platze, wenn der Erstgeborene in der Ehe der Eltern zur Welt kam. Zwei bis drei Wochen darnach frägt einer der Burschen des Ortes beim Vater an, ob Mutter und Kind wohlauf sind und ob eingeläutet werden darf; denn letzteres geht nicht ohne Unkosten ab. Sagt der Bauer zu, kommen die Einläuter des Abends, bei einem Buben mit großen und kleinen Kuhschellen und Peitschen, mit Flachsbrecheln bei einem Mädchen, angerückt. Der mit den Eheleuten am besten steht, geht ins Haus, zu einem Handel, wie es ja auch beim Werben angebracht ist, diesmal zum „Hafer kaufen“. Er muß dem Hausherrn ein Ja herauslocken. Sagt er z. B.: „Derf i mi niedersetzn?“, verwendet der Befragte irgend eine Umschreibung. Das Hin und Her geht oft eine Stunde und mehr, bis dem Bauer endlich doch ein Ja entschlüpft. Darauf legt der Anfrager eine Hand voll Hafer auf den Tisch und juchezt laut. Nun drängen alle Einläuter mit ihren Kuhglocken schellend oder mit den Brecheln klappernd in die Stube und bestaunen den Erstling, ziehen einmal ums Haus, läuten oder klappern abwehrend, juchzen, schnalzen oder schlagen mit der Flachsbrechel. Die Musik spielt einen „Tusch“: auf den Hausvater wird ein Hoch ausgebracht. Nochmals ,dreimal, gehts ums Haus, bis Mutter und Kind ebenfalls gefeiert, Ungutes abgewehrt, das frische Leben begrüßt sind. Zur Vesper läuten die Burschen ihre vier größten Schellen und zum Abschied dreimal die größten und einmal die kleinste „zum Gebet“, wie es am Feierabend in der Kirche üblich ist. Der Hausvater stellt sich nun soweit ein, daß die Einläuter sich mit ihren Dirndln einen lustigen Abend machen können.

### Festliche Tracht, Totenfeier und Gute Kammer

Als sich eine kleine Gruppe von Erlern rüstete, am Eucharistischen Kongreß in Wien 1912 teilzunehmen, suchten sie mühsam die letzten alten Trachtenteile der Männer vornehmlich am Erler Berg zusammen. Es fehlt nicht

an Erler Trachtenbildern aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts<sup>1</sup>. Die eingessessenen Frauen, auch die Postmeisterin, lassen sich an Sonn- und Feiertagen nur in der entsprechend gesteigerten würdevollen Unterländer Tracht sehen, die schon in Bayern manchen Anklang gefunden hat. Sie wird noch bei Firmungen, Primizen, Begräbnissen und anderen außerordentlichen Anlässen getragen. Die Burschen und Männer dagegen haben seit mehr als hundert Jahren ihre ganz gleichmäßige Festtagstracht eingeübt. Ihr Schneider hat sie der städtischen Mode einigermaßen angepaßt. Die Erler Musikkapelle trägt dagegen seit kurzem die erneuerte „Dorftracht“.

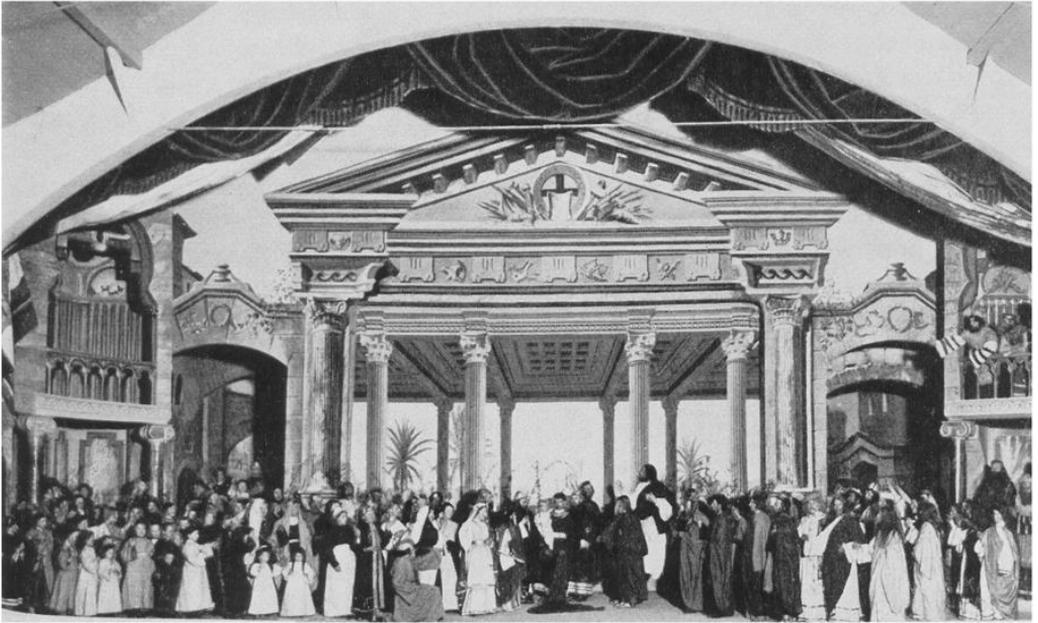
Taufe, Hochzeit und Todesfall werden in alten Familien feierlich begangen. Besonders bei Todesfällen wird die alte Ordnung gewahrt, der Tote ist in der Guten Kammer mit eigenen, sorgfältig besticktem und mit alten Sprüchen versehenem Linnenzeug, das die Hausfrau schon lange vor der Ehe zugerichtet hatte, aufgebahrt. Balkentücher werden auf dem Fenster ausgebreitet, Kruzifix, Bilder und Kerzen meist zu Füßen des Toten aufgestellt. Bei den Nachbarn wird das Beten angesagt, das am Abend in der Stube vor einem Hausaltar gehalten wird. Die hinzugekommenen Beter knien oder stehen im Gange oder auf der Stiege. Der nächste Verwandte des Toten bedankt sich fürs Gebet und lädt zum nächsten Tag ein. Der Sarg wird beim Überschreiten der Haustürschwelle in Kreuzform geschwenkt, wie ja auch der Priester am Grabe betet, daß kein Ungeist sich mit und an der Leiche breit machen kann, und vom darüber vorstehenden Söller mit Weihwasser besprengt, „aussigsegnet“. Vier Personen desselben Standes tragen den Sarg. Einen verheirateten Bauern tragen ebensolche, einen ledigen Burschen oder Mann vier seiner Arbeit, eine Bäuerin solche in Tracht und Schnurhut, ein Mädchen vier mit Kranzeln geschmückte Jungfrauen. Desgleichen gehen bei seinem Seelengottesdienst nur seine Standesgenossen zum Opfer aus Erkenntlichkeitsgedenken. Darnach ist die „Zehrung“, das Totenmahl für die Leidtragenden meist beim Postwirt oder Neuwirt üblich: Erbsensuppe, Würsteln u. a.

Die Beziehung zum Tod endet oft schicksalhaft-gelassen. Lange Krankheiten haben den Betroffenen ans Bett gefesselt. Die übrigen Familien- und Hofangehörigen gingen weiter, einzelne ernsthafter, ihrer täglichen Arbeit nach. Nur zur Essenszeit besuchte ihn das eine oder andere kurz. Müde der vielen geleisteten Arbeit, ließ er sich gern in den engen Freithof an der Kirche unterm Kreuz seiner Familie betten.

Hat der Tote die Gute Kammer verlassen, kehrt darin nun meist nicht mehr ganz die alte Ordnung wieder. Sie war in den letzten Jahrhunderten, zum Unterschied von der ebenerdigen Stube, dem Empfangsraum des Hauses,

---

<sup>1</sup> Die meisten der damals aufgebrachten Aufnahmen wurden teils in der 4., teils in der 6. Auflage des Erler Passionsbuches wiedergegeben. Andere erschienen in der Erler Nummer des „Bergland“ (Innsbruck 1922) oder in sonstigen Bilderzeitschriften. Vgl. den Schriftumsweiser am Schlusse dieser Arbeit.



Spielbühne 1912. Szene: Einzug in Jerusalem



Chordirigent Kaspar Mühlbacher (1912) mit seinen Chorgeistern

ein eigenartiges Museum, auch ein Schatzkästlein des Hofes geworden. Der Brautkranz hinter Glas und Rahmen, Hochzeitsbilder, das eine oder andere gemalte Elternporträt, Gebetbücher, Erinnerungen an Fernwallfahrten und tragische Familienverluste, das Sterbekreuz, der geweihte Wachsstock oder Denkwürdigkeiten in der Schmuckschachtel, das eine oder andere vergessene Hinterglasbild und dergleichen füllten die Wände und Kästen der Kammer. Die Ehebetten in barock bemalten, einfach bestrichenen oder schon zirbenen Gestellen, daneben ein Glasschrank mit gewidmetem Geschirr und Glas, oft noch ein bemalter Bauernkasten oder eine alte Truhe mit vielem Linnen der Bäuerin und dem Sonntagsstaat des Ehepaares, mindestens für ein ganzes Leben, nahmen meist mehr als die halbe Kammer ein. Es war scheinbar nichts Besonderes aus dem Zeitgeschehen: Einfachheit und doch kostbarster Klein-kram, eine strenge Auffassung von Pflicht, Tun und Lassen, wie sie im Leben wohl nicht unbarmherzig durchgehalten wurde. Manches Religiöse mochte aus den Predigten oder aus Respekt vor geistlichem Besuch und Zuspruch hereingekommen sein. Alles war noch auf eine alte, wie man sagte: patriarchalische, streng bindende Verpflichtung eingestellt, die sich als kirchlich gesicherte Ehre des Hauses kundtat. Da und dort hatte sich doch Neueres und Neuestes, meist mit Militär, Krieg und Gefangenschaft eingeschlichen. Manche eigene Gute Kammer, vor allem im Taldorf, wich nach dem Zusammenbruch der Weltkriege und Großspiele — ja, diese besonderen Zusammenhänge in Erl! — einem aus der Möbelfabrik gelieferten Schlafzimmer. Das wird freilich kaum mehr eine Generation überstehen.

Die eine oder andere Gute Kammer war von außen heizbar. Nicht so die Kammern der übrigen Hausgenossen, die von vorneherein karger bemessen und bedacht waren. Das bevorzugtere Fensterl auf der Alm laugte seine Realität und Poesie in illustrierten Zeitungen aus. Besondere Bräuche, Reime oder Sprüche des Fensterlns erhielten sich in Erl nicht. Vom älteren Gaßlgehn blieb das Lärmen der Burschen bei etlichen ehrenden und spöttischen Anlässen von Hof zu Hof, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Wenn die Gerichtsakten vom Gaßlgehn berichten, meinten sie zumeist das letztere.

Mancher andere Brauch, wie beim Weihnachtszeltenbacken, beim Dreschen in der Tenne, das immer mehr verschwindet, beim Störarbeiten usw., vor allem in den Hammerschmieden, beim Holzen, Jagern und Fischen erhielten sich nicht so einheitlich erlerisch ausgeprägt. Auch das Zieren des Hochzeitsbettes mit Myrthen und anderem Immergrün, das Brautentführen, die Durchfahrtssperren und andere gelegentliche Vorkommnisse trifft man in der Gegend nordöstlich von Kufstein da und dort ganz ähnlich an.

Immerhin ergibt sich aus dem Vorgebrachten, daß Erl in einer ausgleichenden Zusammensetzung von Tal-, Berg- und Almdorf sich eine reichhaltige, urwüchsige, lange behütete und unbekannt gebliebene Volkskultur in Arbeit und Brauch bis in die Gegenwart erhalten hat und damit trotz vieler Behinderungen seine Pas-

sionsspiele zu entfalten vermochte, ohne in eine künstlich gezüchtete Naivität oder ländliche Theatergerissenheit oder gar in eine Kommerzialisierung seiner Schaubräuche zu verfallen. In dieser Ursprünglichkeit und Hingabe leuchtete der tiefere Sinn auf, der die Beziehungen zur Wurzel und zum Gehalt des Lebens bewußt werden ließen. So viel auch noch anzuführen wäre, es ist genug: „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln“.

### Spielfreudigkeit

Keine Erler Leistung wurde in der Volkskunde oder gar in der allgemeinen Öffentlichkeit derart beachtet und bekannt wie die Erler Volksschauspiele im ersten Drittel unseres Säkulums. Die Errichtung der Erler Innbrücke schuf eine notwendige Voraussetzung, daß die Zahl der andächtigen Passionspielbesucher aus Bayern, Salzburg, Tirol schon im Jahre 1902 auf 14.000 emporschnellen konnte. Die allgemeine Teilnahme am Alpinen, Urwüchsigen, Naturkräftigen mag auch zum Besuche von Stadtleuten beigetragen haben. Der Erfolg verhielt die Erler, die mehrmals am selben Tag „ihren Passion“ wiederholen mußten, zu einem Neubau ihres Spielhauses, das sich äußerlich kaum von einem Unterinntaler Heustadel unterschied. Also doppelt so groß bauen, war zunächst das Vorhaben. Ein an und für sich tüchtiger und vielseitiger Zimmermann des Ortes entwarf den Plan und den Kostenvoranschlag. Beide erwiesen sich leider sehr spät erst als unhaltbar, obgleich der Grund von der Gemeinde überlassen und das Bauholz in Robotarbeit herbeigeschafft worden war. Was nun? Die vierzig Erler, die mit Hof und Habe für das Unterfangen einstanden, mußten sich damit abfinden, den Bau beträchtlich umzugestalten, vor allem die Bühne und den Dachstuhl vollständig neu zu bauen und statt für 30.000 Kronen für deren 150.000 gutzustehen. Weit eingreifender traf mehr als das halbe Dorf, was an Opfern und Leistungen für die Einstudierungen und Vorführungen des Spiels verlangt und aus den Mitwirkenden herausgeholt wurde. Es gelang, das Erler Passionsspiel unbeirrt aus dem flackernden Scheine etlicher Öllämpchen in eine Vielfalt von Glühbirnen zu versetzen und es trotzdem aus dörflichen Verderbtheiten wieder ganz in ein typisch bäuerliches hinaufzuheben. Das war nur dank der starken Begabung und langen Vertiefung der meisten möglich gewesen.

Ein kindlich-priesterlicher Dichter, aber doch ein Dichter, freilich aus der gefühlsstarken Zeit von Hasert, Molitor und Ringseis, der Erler Hilfspriester Franz Angerer, hatte auf Grund älterer Spieltexte ein Jambenwerk in neun Abteilungen für 1868 geschaffen. Dank seiner Gefühlsstärke und biblischen Ausführlichkeit entsprach seine warmherzige Dichtung den Vorstellungen der Erler. Das einfache Volk wurde davon immer wieder ergriffen. Daß von den Frauenrollen nur die Mariens und der Frau des Pilatus ausgeführt waren, beirrte sie noch nicht. Angerer erhielt 1911 endlich einen Gedenkstein

in der Pfarrkirche, zu Lebzeiten noch wie Walther von der Vogelweide einen Ausgehock.

Die zusammengedrückte fünfteilige Passionsbühne — noch kein angepaßtes Kunstwerk — erzielte erstaunliche Eindrücke und manche Überraschung in Volkskreisen, die durch die Moderne noch nicht verwöhnt waren. Innig rührte das bodenstarke Spiel gleich der Natürlichkeit des Chorgesanges. Es wurde versucht, diesen in Volksszenen überzuleiten und die Zuschauer unmittelbar in das Geschehen miteinzubeziehen. Die Darsteller und Sänger empfanden das Schwierige und Problematische ihres Übertritts in ein großes Volksschauspiel kaum. Sie kamen schließlich auch stimmlich nach. Sie sprachen ihre Rollen zumeist mit geringer schauspielerischer Betonung, ganz natürlich, wie sie von ihrem Prediger oder Redner gewöhnt waren, mit offenkundiger Innigkeit des Empfindens. Sie stellten nur dar, was sie überliefert erhielten und erfaßten. Nur einzelne, wie der Zimmermann Kaspar Pfisterer als Christusdarsteller, entfalteten volles Gefühl in holzschnittmäßiger Schlichtheit, besonders in den Leidensszenen. Der Pilatusspieler Thomas Osterauer, ein kleines Bergbäuerlein, überragte ähnlich seine Umwelt und entwickelte viel Ernst und Gelassenheit bei selten reiner Aussprache. M. Mayhofer als Maria rührte durch die Mädchenhaftigkeit unberührter Jugend. Einige der andächtigsten Stellen der Handlung wurden durch einfache Kindergesänge innig-zart hervorgehoben. Wirklich Störendes oder die erbauliche Stimmung arg Beeinträchtigendes fand sich im Spiele nicht mehr. Durch den Abschluß des Auferstehungsbildes mit dem auch von den Zuhörern aufgenommenen Gesang „Großer Gott, wir loben Dich!“ steigerte sich das gemeinschaftliche Erlebnis zum brausenden Schlußakkord, zur nachdrücklichsten Wirkung. Es war ein Fingerzeig für den weiteren Umbau der Chöre zu größerer Gemeinschaftlichkeit.

Spiel, Gesang, Musik, Garderobe, Bühnenbedienung, Kassagebahmung im Spielhaus bestritten die Erler allein. Die Organisation und Regie, die Werbung und der Besucherdienst spielten sich scheinbar recht einfach vor ihren Augen ab. Gewiß, die Ausschuß- und Vereinssitzungen waren oft von Gegensätzlichkeiten erfüllt und durch Nebensächlichkeiten in die Länge gezogen. Sein Obmann war ein „gehauter“ Grenzbauer, nach dem Sprüchli seiner Judasrolle: „Wer durch die Welt sich heute schlagen will, der muß ein Pförtchen stets sich offen halten.“ Daß dieses Pförtchen aber auch für Interessierte in Innsbruck, München oder Salzburg nicht gerade die Pforte Tirols oder der Religion, sondern wirklich nur ein ganz kleines eigensüchtiges Nebenpförtchen darstellte, mag man auch den Erlern zuguteschreiben. Obgleich der regnerische Sommer den Aufführungen in dem großen Holzgebäude nicht vorteilhaft war, nahm der Zudrang zu den Aufführungen in einem Umfange zu, der alles in Österreich auf dem Gebiete des Volksschauspiels bisher Erreichte weit zurückließ. Kein großes österreichisches Blatt, vor allem

die „Neue freie Presse“ nicht, und ebensowenig ein deutsches vom „Berliner Tageblatt“ bis zur „Kölnischen“ und „Frankfurter Zeitung“ und „Münchener Neuesten Nachrichten“, ließ es sich entgehen, die Leser in langen Berichten über Erl auf dem Laufenden zu halten. Auch tschechische, polnische, russische, englische, amerikanische und asiatische Zeitschriften und Zeitungen wußten auf einmal von dem Tiroler Grenzdorf und seinem Passionsspiel zu erzählen. Die große amerikanische Enzyklopädie und das spanische Konversationslexikon berücksichtigten nun das kleine Erl ebenso. So kam es, daß auch die „vierzig Märtyrer“, wie man scherzweise jene Erler Besitzer nannte, die Bürgerschaft leisteten, am Schlusse der Spielzeit 1912 ungefähr die Summe für den verunglückten Neubau, für Bühne und Kostüme, für Betrieb und Vertretungen, kurz, für das ganze große Wagnis beisammen hatten. Freilich hatten alle mitwirkenden Erler, die Spielleitung und mancher andere Gönner so gut wie nichts für ihre Ausgaben und Leistungen vergütet erhalten. Dankbar pilgerten schließlich die Passionsspieler nach Altötting, das als Wallfahrt in ein besonderes Verhältnis zu den Erler Passionsspielbesuchern getreten war. Der Fall Erl hatte vor Augen geführt, wessen das Grenzdorf imstande und was aus dem Volkskönnen herauszuholen, aber auch, was nun auch mehr von Landes wegen und durch das Bildungswerk zu behüten und zu pflegen wäre. Schon 1911 schien Erl infolge seines schlecht überlegten Hausbaues vor einer Katastrophe zu stehen. Indes heimgegangene Männer wie Kaspar Mühlbacher, Kaspar Pfisterer und Georg Rainer, Gebhard Fugel und Expeditus Schmidt könnte ich nicht genug rühmen, daß Erl schon ein Jahr darauf das Gegenteil erreichte. Pfarrer Florian Hartmann wirkte durch seine rührende Frömmigkeit, Schulleiter Hofer durch seinen Fleiß . . .

Nicht zuletzt wäre der tüchtigsten Spielerfamilien und deren Stammbäume zu gedenken, die seit Generationen den Kern der Mitwirkenden stellten. Doch es sei nur mehr hervorgehoben, daß gerade die fähigsten Darsteller wie Pfisterer und Rainer ihre besondere Begabung in ihren Töchtern fortsetzten. Pfisterer stellte zwei Mariendarstellerinnen, die weit über den Durchschnitt hinausragten — seine Frau hatte dieselbe Rolle 1902 innegehabt. Rainers Töchter übernahmen die übrigen wichtigen Frauenrollen mit guter Berechtigung. Ebenso läßt sich die musikalische Veranlagung und männliche Vererbung in den Familien Kneringer oder Kurz und das Ausbreiten der Begabungen durch Hin- und Herheiraten zwischen Erl, Thiersee usw. verfolgen.

Der überraschende Enderfolg von 1912 bis 1922 verführte manchen neuen Kopf, sich als Leiter hervorzutun. In der Spiel- und Betriebsleitung waren die Erler schon seit vielen Jahrzehnten auf außerordentliche Begabungen unter der Geistlichkeit und auf sonstige besondere Freunde angewiesen. Das beunruhigte die geradlinige Entwicklung. Schon das Nachspiel von 1913 erschien uns gerade Verantwortlichen, kurzzeitig unternommen zu sein, fiel aber infolge des Kriegsbeginnes von 1914 nicht gerade zum Nachteil Erls aus. Nach den neuerlichen, neben Oberammergau noch sehr gesteigerten äußeren Erfolgen von 1922 — die Zahl der Besucher stieg nun von 14.000 des Jahres 1902 auf fast 70.000 — gewann eine bedenkliche Unternehmungslust einzelner Neuerer trotz der allgemein zunehmenden Lageverschlechterung

für etliche Spielversuche die Oberhand, die ein ungueter Wettbewerb noch beeinträchtigte. 1930 wurde die allgemeine Ohnmacht offenkundig. Allen Mahnungen zum Trotz riß eine frische Leitung die Erler Passionsspiele im Jahre 1932 unter größerem Aufwande noch einmal hoch. Die Tausendmarksperrle leuchtete 1933 blitzartig für jeden die drohende Weltkatastrophe an, als man noch das „Christusjahr“ nutzen zu können hoffte. Die Warnungen der bisherigen Ratgeber, die auch an höheren Orten vorgebracht wurden, fanden das volle Gehör nicht. Diesmal mußte das Tiroler Grenzdorf mit seinem Spielhause, dessen Einrichtungen und Inventar, Orgel und Archiv, als Zeitfanal für Österreich aufflammen. Der Gauleiter diktierte, das Tiroler Passionsspiel dürfe nicht mehr aufstehen.

Vieles, Kostbarstes und Kostspieligstes sank samt manchem nur seiner Zeit Zugehörigen gleich dem Erler Spielhaus in Schutt und Asche. Für Jahrzehnte war nun auch die lebendige Tradition gestört, jede Verbindung mit den Spielanhängern eingeüßt, die notwendige Weiterbildung der alten und der jungen Generation unterbunden. Erl versank; denn noch immer blieb das Dorf neben den Eingang Tirols gedrückt, nicht an einer großmächtigen Einfahrt des Alpenlandes, obgleich es 1922 viele tausende für Tirols Kultur Eingenommene ins Land zu führen vermocht hatte.

Aber steht es noch vor einer verkehrstechnischen und landeswirtschaftlichen Behinderung? Nicht viel mehr vor einem kulturpolitischen Problem des Ortes und der Alpenländer, dem die „Wallfahrer“ von Albin Egger-Lienz 1912 die bessere Richtung zu volksmäßiger Erhebung und Befreiung versinnbildet hat? Handelt es sich hier nicht überhaupt zu allererst um Volksliturgie, Volksglauben, Volkskönnen?

Weder der Anschluß an eine großartige Autofahrstraße noch ein internationales Camping am Trockenbach könnten in Erl Ausschlag geben. Vielmehr die gesicherte Stätte äußerer und innerer Beruhigung, der Verinnerlichung, der Wiederbeseelung! Der schlesische Heimatschriftsteller Paul Keller empfand das Erl von 1912 als eine „Insel der Einsamen“ und begann hier seinen gleichnamigen Volksroman abzustimmen. Ein solches Menschheitsgut läßt sich freilich nicht mit Stacheldraht umzäunen und sichern. Die von ihm strahlende Empfindungs- und Glaubenswärme müßte zur Hochachtung und Wertschätzung zwingen. Das Wallfahrerkreuz an der Grenze zwischen Alltag und Andacht, die Hingabe, der Opfermut und die Spielinnerlichkeit aller Mitwirkenden, ein einheitlicher, ehrlicher Stil des Ganzen, Zusammenhalt und Führung des Volkswerkes, werden wiederum wie 1912 bis 1922 die Entscheidung für Erl und Tirol herbeiführen. Eine möglichst innige Verbundenheit zwischen Darstellern und Besuchern könnte sich neuerdings aus beider Lebensgesetzen ergeben. Worin Erls Stärke liegt, sprechen seine Landschaft, Geschichte und sein Leben, Berg und Tal, Bauer und Tagelöhner, Arbeit und Brauch genug aus. Möge ihm nach seinen vielen Opfern und Verdiensten ein Aurelianisches Geschick beschieden sein!